

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 3

Teil I: Behinderung und Integration 5

1. Das Normalisierungsprinzip 5
2. Der Integrationsbegriff 6
3. Integration und Behinderung 7
4. Der Begriff der Einstellung 10
5. Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderung 11
6. Einstellungsänderungen 13

Teil II: Medien 16

1. Definition 16
2. Klassifikation von Medien 16
3. Medienwirkungstheorien 19
4. Das Kino/ Der Spielfilm 23

Teil III: Behinderung und Medien 28

1. Einführung in das Thema 28
2. Überblick über die historische Entwicklung 30
3. Darstellung 32
4. Problematik durch Darstellung in den Medien 34

Teil IV: Filmuntersuchungen 37

1. Einleitung 37
2. „Ganz normal verliebt“ 40
- Filminformationen 40
- Filminhalt 40
- Hauptpersonen 41
- Analysepunkte 44
- Vermittelte Informationen 44
- Ähnlichkeiten 44
- Bestärkung bestehender Einstellungen 45
- Veränderungsmöglichkeiten 47
- Vergleich zwischen behinderter und nicht behinderter Person 48

Besonderheiten.....	49
Versuch einer Zuordnung zu einem Einteilungstyp.....	50
Zusammenfassung der Ergebnisse.....	51
3. „Ich bin Sam“.....	52
Filminformationen.....	52
Filminhalt.....	52
Hauptpersonen.....	53
Analysepunkte.....	55
Vermittelte Informationen.....	55
Ähnlichkeiten.....	55
Bestärkung bestehender Einstellungen.....	56
Veränderungsmöglichkeiten.....	57
Vergleich zwischen behinderter und nicht behinderter Person.....	59
Besonderheiten.....	60
Versuch einer Zuordnung zu einem Einteilungstyp.....	61
Zusammenfassung der Ergebnisse.....	62
4. „Verrückt nach Paris“.....	63
Filminformationen.....	63
Filminhalt.....	63
Hauptpersonen.....	64
Analysepunkte.....	66
Vermittelte Informationen.....	66
Ähnlichkeiten.....	67
Bestärkung bestehender Einstellungen.....	68
Veränderungsmöglichkeiten.....	69
Vergleich zwischen behinderter und nicht behinderter Person.....	69
Besonderheiten.....	71
Versuch einer Zuordnung zu einem Einteilungstyp.....	72
Zusammenfassung der Ergebnisse.....	73
5. „Snow Cake“.....	74
Filminformationen.....	74
Filminhalt.....	74
Hauptpersonen.....	75
Analysepunkte.....	77
Vermittelte Informationen.....	77
Ähnlichkeiten.....	78
Bestärkung bestehender Einstellungen.....	79
Veränderungsmöglichkeiten.....	80
Vergleich zwischen behinderter und nicht behinderter Person.....	81
Besonderheiten.....	82
Versuch einer Zuordnung zu einem Einteilungstyp.....	83
Zusammenfassung der Ergebnisse.....	84

Schlusswort.....85

Literaturverzeichnis.....87

Einleitung

In meiner wissenschaftlichen Hausarbeit möchte ich mich mit dem Thema Medien und Behinderung beschäftigen. Im Rahmen dieses Themas werde ich untersuchen, in welcher Weise Menschen mit einer Behinderung in einem ausgewählten Medientyp dargestellt werden. Ich habe mich hierbei für das Medium Film und in diesem Bereich für vier verschiedene Spielfilme entschieden. Die Auswahl werde ich im Laufe der Arbeit begründen. Ich untersuche die Darstellungsweisen mit dem Ziel, herauszufinden, ob Chancen oder Hindernisse einer gesellschaftlichen Integration gegeben sind.

Für das Thema habe ich mich entschieden, da mich das Verhältnis zwischen Medien und Menschen mit Behinderung interessiert. Nach eigenem Empfinden und Angaben von Peter Radtke (2003) hat die Darstellung behinderter Menschen in den Medien seit ihrem Beginn quantitativ stetig zugenommen. Allerdings ist auch die Qualität dieser Darstellungen von Interesse.

Zudem hat mich das Buch „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ von Georg Franck zu Gedanken über Menschen mit Behinderung in den Medien angeregt. Franck geht von einem Tauschverhältnis aus, indem der Mensch seinen Mitmenschen soviel Aufmerksamkeit schenkt, wie er von ihnen erhält (Franck 1998). Dies spielt sich im Rahmen des sozialen Umgangs ab und dient damit gesellschaftlicher Teilhabe. Dabei stellt sich die Frage, wie Menschen mit Behinderung in diesen Tauschhandel involviert sind. Da der Kontakt mit ihnen von einigen Mitmenschen vermieden oder einfach nicht gesucht wird, fehlt ihnen die benötigte Aufmerksamkeit. Nach Franck geht der einfachste Weg zur Aufmerksamkeit über die Massenmedien (Franck 1998).

Meine Arbeit unterteilt sich in vier große Kapitel: Behinderung und Integration, Medien, Behinderung und Medien und die Filmuntersuchungen.

Im ersten Kapitel beschäftige ich mich mit dem Thema Integration, beginnend mit der Entstehung und Definition des Begriffes bis hin zu seiner Bedeutung für Menschen mit Behinderung.

Das zweite Kapitel behandelt das Thema Medien. Darin werde ich den Begriff definieren, verschiedene Medienwirkungsforschungen schildern und auf den Medientyp Kino-, bzw. Spielfilm detaillierter eingehen.

Im darauf folgenden dritten Kapitel wird der Schwerpunkt auf der Darstellung von Menschen mit Behinderung in den Medien liegen. Ich werde einen kurzen Überblick über die historische Entwicklung der behinderten Menschen in den Medien geben, bevor ich auf unterschiedliche Darstellungsweisen und deren Problematik eingehe.

Einen großen Teil meiner Arbeit machen die anschließenden Filmuntersuchungen aus. Mein Vorgehen schildere ich in einer Kapiteleinführung. Danach werde ich vier Filme unter verschiedenen Aspekten untersuchen. Die vier Filme sind: „Ganz normal verliebt“, „Ich bin Sam“, „Verrückt nach Paris“ und „Snow Cake“. Dieses Kapitel beinhaltet auch allgemeine Informationen zu diesen Filmen.

Meine Ergebnisse werde ich am Ende meiner Arbeit in Verbindung mit ihrer Bedeutung für die gesellschaftliche Integration von Menschen mit Behinderung zusammenfassen und interpretieren.

Teil I: Behinderung und Integration

In der Sonderpädagogik stellen die Begriffe „Normalisierung“ und „Integration“ die Leitbegriffe des Denkens und Handelns dar (Bürli 1989). Integration wird dabei im Sinne der gesellschaftlichen Teilhabe als Ziel des pädagogischen Denkens und Handelns gesehen, das durch das Mittel der Normalisierung erreicht werden soll (Bürli 1989).

1. Das Normalisierungsprinzip

Der Gedanke der Normalisierung entwickelte sich in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts in Dänemark und Schweden aus der zunehmenden Kritik an den schlechten Verhältnissen in Anstalten für Menschen mit geistiger Behinderung.

Der Ansatz verbreitete sich über die USA und Kanada bis er auch nach Deutschland kam. Ausgangspunkt waren zu Beginn nur Menschen mit geistiger Behinderung, bevor der Kreis der Zielpersonen ausgedehnt wurde.

Nach Wolfensberger (vgl. Bürli 1989) beinhaltet Normalisierung den „Einsatz von möglichst kulturell normalen Mitteln, um möglichst kulturell normale Verhaltensweisen und Eigenschaften aufzubauen oder zu erhalten“. Dadurch soll eine „Aufwertung der sozialen Rolle“ (Bürli 1989, S.131) von Menschen mit Behinderung bewirkt werden, sowie eine „Verbesserung von Lebensqualität und Lebensbedingungen, eine geeignete Förderung der Fähigkeiten und Stärken der Persönlichkeit“ (Bürli 1989, S.131). Dies alles soll dazu führen, dass einem Menschen mit Behinderung eine höhere soziale Teilhabe ermöglicht wird.

Normalisierung bedeutet aber nicht dass dieser Mensch „normal“ gemacht werden soll, sondern die Bedingungen unter denen er lebt.

Bürli (1989) sieht sechs verschiedene Ebenen, für die das Normalisierungsprinzip Ziele setzt:

- Die *individuell-persönliche Ebene*, die bei der betroffenen Person selbst liegt und z.B. die Förderung der Selbstachtung beinhaltet.
- Die *soziale Ebene*, das direkte soziale Umfeld des Menschen. Dort sollen u.a. Beziehungen zu anderen Menschen gepflegt werden.
- Die *pädagogische Ebene*, durch die eine soziale Teilhabe durch Bildung und Erziehung gefördert werden kann.
- Die *institutionell-strukturelle Ebene*, da Menschen mit einer Behinderung häufig in Wohnheimen und Anstalten leben. Ziel der Normalisierung in dieser Ebene ist z.B.

eine zunehmende Enthospitalisierung und Deinstitutionalisierung der behinderten Menschen.

- Auf der *politischen Ebene* sollen Menschen mit Behinderung mehr Wahl- und Partizipationsmöglichkeiten erhalten.
- Die *gesellschaftlich-rechtliche Ebene* betrifft alle Menschen, die in unserer Gesellschaft leben. Das Leben in dieser Gesellschaft soll von behindertenfreundlichen Einstellungen geprägt sein.

Normalisierung muss auf all diesen Ebenen angreifen und Veränderungen bewirken. Dies kann nur Schritt für Schritt geschehen, um das Ziel einer sozialen Teilhabe von Menschen mit Behinderung erreichen zu können. Bürli (1989, S.134) sieht das Normalisierungsprinzip als „Wegbereiter der Integration“.

2. Der Integrationsbegriff

Das Wort „Integration“ ist sowohl lateinischen („integer“/„integrare“)als auch griechischen Ursprungs („entagros“). Übersetzt bedeutet es „unberührt, unversehrt, ganz; Herstellung eines Ganzen“ (Merz- Atalik 2006, S.248) bzw. als lateinisches Verb „ergänzen“ (Kobi 1999, S.71).

Eine einheitliche Definition existiert nicht; Integration wird in Wissenschaften wie Philosophie, Psychologie und Soziologie unterschiedlich verstanden. (Kobi 1999)

Da das Thema meiner Arbeit in den Bereich der Sozialwissenschaften fällt, werde ich mich auf deren Verständnis von Integration beschränken.

Meist wird zwischen der gesellschaftlichen Integration als Ziel und der schulischen Integration als Mittel unterschieden (Bürli 1989).

Integration ist die Bezeichnung eines Prozesses, in dem sich „marginalisierte Gruppen und Minderheiten in den *mainstream* der Gesellschaft“ eingliedern (Merz-Atalik 2006, S.248). Diese Personen stehen außerhalb der Gesellschaft, leben aber in dergleichen Umgebung. Die Bezeichnung *mainstream* verstehe ich in diesem Zusammenhang als ein bestehender Konsens von Normen, Werten und Verhaltensweisen, der zwischen den Mitgliedern der Integrationsgesellschaft besteht. Ziel wäre hier eine „Eingliederung“, wobei meiner Meinung nach dabei mehr Integrationsleistungen von Seiten der zu integrierenden Gruppen zu erbringen wären.

Kobi definiert Integration innerhalb der Soziologie als „organisatorischer Zusammenschluss verschiedener Bereiche des kulturellen Lebens zu einem System innerer Verbundenheit und Wechselwirkungen“ (Kobi 1999, S.73). Diese Definition spricht meiner Meinung nach in stärkerem Maße die Vielzahl und Unterschiedlichkeit der Teilbereiche an, die innerhalb einer Gesellschaft existieren, als dies die Definition nach Merz-Atalik tut. Hier steht keine Anpassung oder Eingliederung im Vordergrund, sondern ein „Zusammenschluss“. Kern der Integration sind nach Kobi (1999) gemeinsame Geschichte, gemeinsame Sprache sowie Wert- und Zielvorstellungen.

Die soziale Integration bezog man in der Pädagogik zunächst auf rassische und ethnische Minderheiten, später auf Gastarbeiter und danach auch auf Menschen mit Behinderung (Kobi 1999). Erst Mitte der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde der Begriff der Integration in der Heil- und Sonderpädagogik „Ausdruck für die Eingliederung von Menschen mit Behinderungen in das für so genannte nicht behinderte Menschen konzipierte soziale System der Gesellschaft und dessen Institution“ (Merz-Atalik 2006, S.248).

Dabei stellt Integration einen Prozess der Annäherung und des Lernens zwischen Menschen innerhalb und außerhalb des gesellschaftlichen Systems dar. Dieser Prozess ist nie völlig abgeschlossen und vollzieht sich ein Leben lang. Um sein Gelingen zu gewährleisten, müssen auf beiden Seiten Leistungen erbracht werden. Die Personen, die integriert werden sollen (Integranden), müssen Kompetenzen zur Integration besitzen, während die Menschen innerhalb einer Gesellschaft (Integratoren) dazu bereit sein müssen, andere in ihre Gesellschaft zu integrieren (Kobi 1999).

Der Grad der dabei erreichten Integration lässt sich laut Kobi (1999) am Umfang, an der Intensität und der Häufigkeit sozialer Austauschprozesse ablesen.

Ein wichtiger Aspekt innerhalb der Sonderpädagogik in Bezug auf Integration ist die schulische Integration. Bei dieser Form der Integration werden behinderte und nicht behinderte Kinder gemeinsam unterrichtet. Sie steht dem Gedanken der Separation und dem damit verbundenem Sonderschulwesen entgegen. Diesen Aspekt werde ich nicht näher ausführen, da er nicht Teil meiner Arbeit ist, wollte ihn jedoch nicht unerwähnt lassen.

3. Integration und Behinderung

Cloerkes begründet die Bedeutung einer Integration von Menschen mit Behinderung wie folgt: „Eine gelungene soziale Integration behinderter Menschen trägt ganz entscheidend zur

Identitätsentwicklung bei, verhindert beschädigte Identität und führt zu Entstigmatisierung“ (Cloerkes 2007, S.164).

Durch den Integrationsprozess finden Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung statt. Im Austausch miteinander entstehen und wachsen soziale Kontakte, die für eine Identitätsentwicklung entscheidend sind. Ein Mensch mit Behinderung kann so Bestätigung in der Annahme durch andere Menschen erfahren und sein Selbstwertgefühl positiv stärken. Außerdem werden so Möglichkeiten gegeben, den Menschen jenseits der Behinderung kennen zu lernen und somit Stigmatisierungen durch die Gesellschaft entgegen zu wirken.

Integration meint in diesem Zusammenhang die Ermöglichung gleicher Zutritts- und Teilhabechancen in allen Lebensbereichen für „behinderte Menschen unabhängig von Art und Schweregrad ihrer Behinderung“ (Cloerkes 2007, S.175).

Integration kann zugleich Ziel als auch Weg sein. Das Ziel integrativer Bemühungen ist die „bestmögliche Teilhabe eines Behinderten an allen gesellschaftlichen und sozialen Prozessen der Nichtbehinderten“ (Cloerkes 2007, S.176). Menschen mit Behinderung stehen außerhalb der Gesellschaft von Nichtbehinderten und sollen vollwertige, gleichberechtigte Mitglieder werden.

Die Mittel, die eingesetzt werden, um dieses Ziel zu erreichen, sind der Weg der Integration (Cloerkes 2007).

Otto Speck (nach Heimlich 2003) unterscheidet zwischen zwei Wegen zum Erreichen des Ziels einer Integration von Menschen mit Behinderung: den direkten Weg des gemeinsamen Lebens und Lernens sowie den indirekten Weg der speziellen Förderung. Der direkte Weg würde dem Gedanken der schulischen Integration entsprechen, während bei dem indirekten Weg durch den Unterricht an einer Sonderschule Kompetenzen für ein Leben in der Gesellschaft erworben werden sollen.

Speck betrachtet das Integrationsziel einer umfassenden gesellschaftlichen Teilhabe als ein Merkmal demokratischer Gesellschaften. Im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland ist durch das Diskriminierungsverbot in Artikel 3 verfassungsrechtlich garantiert, dass die Teilhabe aller Mitglieder der Gesellschaft gleichberechtigt ist. Speck weist darauf hin, dass diese Teilhabe in der Realität behinderter Menschen allerdings nicht zu finden sei. Deswegen sollten die integrativen Kompetenzen der Betroffenen durch spezielle Förderung verbessert werden, um so eine gesellschaftliche Integration ermöglichen zu können.

Speck bezieht den Punkt der speziellen Förderung einseitig nur auf die zu integrierenden Menschen. Daraus könnte man den Schluss ziehen, dass die zu erbringenden Integrationsleistungen bei den Menschen mit Behinderung lägen. Allerdings müssen, wie zuvor erwähnt, von beiden Seiten Anstrengungen betreffend einer Integration betrieben werden. Die spezielle Förderung sollte sich also sowohl auf Menschen mit als auch auf Menschen ohne Behinderung beziehen.

Es müssen Kontaktmöglichkeiten geschaffen werden, in denen ein Austausch stattfinden kann, um Vorurteile und festgefahrene Einstellungen zu verändern.

Wichtig dabei ist die Qualität dieser Kontakte (Cloerkes 2007). Sie dürfen nicht oberflächlich verlaufen, sondern sollen von aktiver sozialer Interaktion und gegenseitiger Akzeptanz geprägt sein.

In der Realität gestaltet sich die Aufnahme und Pflege sozialer Kontakte für behinderte Menschen jedoch sehr oft schwierig (Wansing 2005). Wansing (2005) sieht einen Grund in den negativen Einstellungen der nicht behinderten Menschen. Folge des fehlenden Kontaktes ist soziale Isolation von Menschen mit einer Behinderung, die sich wiederum negativ auf die Lebensqualität und die Identitätsentwicklung auswirkt. Den häufigsten Kontakt stellt der soziale Umgang mit Pflegekräften und Verwandten dar. Im Umgang mit anderen Menschen machen viele diskriminierende Erfahrungen (Wansing 2005).

Diese Begegnungen wirken sich sowohl auf behinderte Menschen als auch auf nicht behinderte Menschen aus. Die Erfahrungen, die man im Umgang mit EINER Person mit Behinderung macht, prägen oft die Einstellungen gegenüber behinderten Menschen im Allgemeinen (Cloerkes 2007).

Deswegen sollten sich integrative Bemühungen auch auf die Entstehung und Veränderung bzw. Beeinflussung von Einstellungen gegenüber behinderten Menschen richten.

In den folgenden Kapiteln werde ich zunächst den Begriff der „Einstellung“ definieren, bevor ich häufig auftretende, bestehende Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderung schildere. Im Anschluss gehe ich auf die Möglichkeiten einer Einstellungsveränderung ein.

4. Der Begriff der Einstellung

Bei der folgenden Definition von „Einstellungen“ orientiere ich mich an Bartmann (2002). Ähnliche Definitionen finden sich z.B. auch bei Cloerkes (2007).

Der Begriff „Einstellung“ bezeichnet ein überdauerndes, psychisches System, bestehend aus drei Komponenten: der kognitiven, der affektiven und der konativen Komponente.

Die kognitive Komponente, auch Wissenskomponente genannt, umfasst Vorstellungen, Gedanken, Meinungen und wertende Urteile, z.B. die Vorstellung, dass alle Menschen mit einer Behinderung hilflos seien.

Gefühlsmäßige Reaktionen, die vom Einstellungsobjekt– in diesem Falle von einer behinderten Person– hervorgerufen werden, fasst man unter der affektiven, der Gefühlskomponente zusammen. Darunter fallen negative und positive Gefühle, sowie subjektive Bewertungen.

Die konative, also Handlungskomponente bezeichnet die Verhaltensintension eines Menschen. Nicht die konkrete Handlung ist gemeint, sondern die Motivation einer Handlung.

Einstellungen werden meist in der frühen Kindheit erlernt und verfestigen sich mit zunehmendem Alter. Umso wichtiger ist es, eine Einstellungsänderung so früh wie möglich anzustreben. Das kann z.B. durch frühen Kontakt zwischen behinderten und nicht behinderten Kindern in der Schule und der Freizeit erreicht werden.

Bestehende Einstellungen sind leicht generalisierbar, d.h. die Einstellung gegenüber einer einzelnen Person wird auf eine Gruppe von Personen mit den gleichen Merkmalen übertragen.

Einstellungen bestehen aus verschiedenen Untergruppen: Das Vorurteil, den Stereotyp und das Stigma.

Vorurteile sind sehr schwer zu verändern. In der Regel sind Vorurteile negativ besetzt. Einstellungen und beziehen sich meist verallgemeinernd auf eine Gruppe von Personen. Sie gründen sich auf fehlerhafte Erwartungen und populäre Meinungen. Beispiel für Vorurteile sind: „Frauen können nicht einparken“ oder „Ausländer sind faul“.

Der Stereotyp orientiert sich meist an einer Gruppe und überträgt Merkmale betreffend des Aussehens, Verhaltens oder Eigenschaften auf eine einzelne Person, z.B. „Alle blonden Frauen sind dumm“.

Beim Stigma wird ein Merkmal oder eine Eigenschaft einer Person negativ bewertet, wie es bei einer Behinderung der Fall ist.

Einstellungen erfüllen verschiedene Funktionen. Zunächst dienen sie der Orientierung in einer komplexen und vielgestaltigen Umwelt. Der Mensch kann so aufgenommene Informationen leichter strukturieren und sie in bestehende Einheiten ordnen. Nach Bartmann kann ein Mensch Situationen besser bewältigen, wenn er die darin gewonnenen Informationen etwas bekanntem zuordnen kann, da er sich dadurch in seinem Auftreten und Handeln sicherer fühlt (Bartmann 2002).

Einstellungen sind auch Mechanismen der Anpassung, da der Mensch sie von seiner Umwelt übernimmt. Im Rahmen dieser Übernahme werden soziale und emotionale Netzwerke gebildet, in die das Individuum als Mitglied eingebettet ist.

In Bezug auf die gesellschaftlich-politische Ebene dienen Einstellungen als utilitaristische Mittel, die das bestehende Machtgefälle stärken, indem sie sich zumeist gegen Minderheiten und Randgruppen richten.

Außerdem werden Einstellungen auch als Selbstdarstellungs- bzw. Selbstverwirklichungsfunktionen gesehen, die bei der Identitätsentwicklung von Bedeutung sind. Der Mensch entwickelt neben übernommenen Einstellungen auch eigene, ordnet sich selbst in ein System ein und drückt dadurch seine Individualität aus.

Die letzte Funktion ist die der Ich-Verteidigung. Dabei dient die Einstellung als Abwehrmechanismus, der sich gegen andere Personen richtet. Diese werden herabgesetzt, wodurch das Individuum aufgewertet wird und seine Ängste und Unsicherheit versteckt oder verdrängt.

Tröster (nach Bartmann 2002) erweitert die oben erläuterten Funktionen durch die Wissens- und Erkenntnisfunktion, bei der das Individuum Informationen sammelt, um Erkenntnisse aus seiner Umwelt zu erlangen.

5. Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderung

Die Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderung sind innerhalb einer Kultur relativ einheitlich (Bartmann 2002). Da der Mensch meist innerhalb einer Kultur aufwächst, werden Einstellungen von Kindheit an gelernt und leicht übernommen. Im Allgemeinen werden behinderte Menschen als „anders“ wahrgenommen, da sie von der Norm abweichen. Sie entsprechen nicht den gesellschaftlichen Erwartungen und Forderungen.

Das „Anderssein“ dieser Menschen löst bei nicht behinderten Menschen oft „isolierende und ausweichende Handlungen“ (Bartmann 2002, S.28) aus.

Bartmann (2002) sieht als häufigste Reaktion auf behinderte Menschen das Mitleid. Menschen mit einer Behinderung werden als hilflos und damit hilfsbedürftig angesehen und oft auf dieselbe Stufe wie Kinder gestellt. In diesem Mitleid schwingt auch Überheblichkeit gegenüber den behinderten Menschen mit, die zu einer Distanz schafft und zum anderen eine Interaktion erschwert (Bartmann 2002), da sich nicht behinderte Menschen meist auf einer höheren Stufe des Niveaus befindend sehen und oft auf den behinderten Menschen herabblicken. Nach Cloerkes steckt in dem empfundenen Mitleid noch ein weiteres Problem: Der behinderte Mensch wird nicht nur abgewertet, sondern auch von seiner Person, seinem Menschsein, auf ein „zu verwaltendes Problem“ reduziert (Cloerkes 2007, S.110).

Eine weitere Reaktion auf behinderte Menschen ist die Verhaltensunsicherheit (Bartmann 2002). Der nicht behinderte Mensch hat aufgrund dieser Unsicherheit Angst, mit behinderten Personen in Kontakt zu treten, er fühlt sich hilflos. Bedingt ist diese Unsicherheit vor allem durch fehlende Erfahrung (Bartmann 2002).

Diese Einstellungen sind laut Bartmann besonders durch zwei Aspekte beeinflusst: Die Visibilität der Behinderung und die Funktionsbeeinträchtigung (Bartmann 2002).

Behinderungen, die äußerlich sichtbar sind und auf den ersten Blick auffallen, lösen oft „Angstgefühle, affektive Erregtheit und Unbehagen“ (Cloerkes 2007, S.78) aus. Deshalb wird oft der Kontakt und Austausch mit behinderten Menschen vermieden. Konsequenz daraus ist die „weitgehende Isolierung behinderter Menschen“ (Cloerkes 2007, S.78).

Außerdem wird behinderten Menschen oft eine Mitschuld an der Behinderung zugeschrieben. Weitere Beeinflussungsfaktoren sind die „empfundene Schwere der Behinderung“ und die „Form der Behinderung“ (Bartmann 2002, S.37), wobei geistige Behinderung meist als die schwerste Form empfunden wird (Mühl 2000).

Diese Einstellungen können nur in der Begegnung und Auseinandersetzung mit behinderten Menschen entstehen. Wenn keine primären, direkten Erfahrungen möglich sind, kann die Auseinandersetzung auch sekundär, z.B. durch das Medium Film geschehen.

Cloerkes (2007) nennt drei Aspekte, die für das Erlernen von sozialen Reaktionen auf Menschen mit Behinderung bedeutend sind:

- 1) Die kulturelle und soziale Wirklichkeit wird über „Sozialisationsinhalte“ vermittelt. Diese Inhalte übertragen dann auch Einstellungen gegenüber behinderten Menschen.

Übertragungsmedien sind dabei z.B. die Alltagskommunikation, die Literatur oder die Massenmedien, also auch der Spielfilm.

- 2) Das soziale Handeln von Menschen ist geprägt von Sozialisationspraktiken. In unserer Gesellschaft sind Gesundheit und Leistung von großem Wert, deswegen wird alles, was diesen Werten und damit der Norm nicht entspricht, abgewertet, z.B. eine Behinderung.
- 3) Durch Medien wie Kino, Fernsehen und Werbung werden bestehende Vorstellungen von behinderten Personen als von der Norm abweichend verstärkt.

6. Einstellungsänderungen

Im nachfolgenden Kapitel werde ich Faktoren, die eine Einstellungsänderung bedingen können, schildern. Dabei orientiere ich mich an den Beschreibungen von Tröster, Mühl und Cloerkes.

Tröster (nach Bartmann 2002, S.59) betont vier Funktionen der Einstellung, die bei einer erfolgreichen Änderung berücksichtigt werden müssen: Die Anpassungsfunktion, die Ich-Verteidigungsfunktion, die Selbstdarstellungsfunktion sowie die Wissens- und Erkenntnisfunktion.

Die Einstellungen, die im Rahmen der Anpassungsfunktion übernommen werden, beschränken sich nach Tröster auf „positive Einstellungen gegenüber Objekten, die ihm (dem Menschen) Belohnung verschaffen und unangenehme Konsequenzen vermeiden“. Da die Einstellungen nicht durch eigene Erfahrungen entstehen, sondern von anderen Personen übernommen werden, wäre eine Einstellungsänderung in diesem Zusammenhang nur über den persönlichen Kontakt, also über direkte, eigene Erfahrungen möglich.

Nichtbehinderte und Behinderte müssen sozialen Umgang miteinander haben, um bestehende Einstellungen zu verändern und neue ausbilden zu können.

Dient die Einstellung der Ich-Verteidigung, bildet sie einen „Schutz vor Angst auslösenden Konflikten zur Stabilisierung des Selbstbildes“ (Bartmann 2002, S.59). Der nicht behinderte Mensch vermeidet durch seine Voreinstellungen den Kontakt mit behinderten Personen, da er sich in solchen Situationen entweder unsicher fühlen würde oder sie sein Selbstbild zerstören könnten, welches durch ein Machtgefälle oder Überlegenheitsgefühl entstanden ist. Tröster (nach Bartmann 2002, S.60) sieht eine Gefahr darin, solche Menschen in Kontakt mit einer behinderten Person zu bringen, da diese Erfahrung eher feindselige Einstellungen verursachen

könnte. Die Änderung der bestehenden Einstellung wäre in diesem Rahmen eher durch die Verringerung oder Aufhebung der Bedrohung des Selbstbildes erreichbar. Tröster geht nicht darauf ein, wie dies umsetzen wäre. In meinen Augen gestaltet sich diese Änderung zunächst ausschließlich auf der theoretischen oder der indirekten Ebene. Der Mensch müsste von seiner Umwelt andere Informationen erhalten, die das Bild der Menschen mit Behinderung aufwerten, ohne ihn abzuwerten. Diese Informationen können noch ergänzt werden durch Erfahrungsbereiche anderer Personen. Allerdings müssten meiner Meinung nach auch persönliche Kontakte zu behinderten Menschen entstehen, um die Vorstellungen dieses Menschen zu ändern.

Die selbst darstellende Funktion der Einstellung hilft bei Aufbau und Aufrechterhaltung der Identität eines Individuums. Nach Tröster ändert man eine so begründete Einstellung dadurch, dass man das Selbstkonzept des Individuums wandelt.

Die Wissens- und Erkenntnisfunktion befriedigt das Bedürfnis des Menschen „seine Umwelt zu verstehen und seinen Erfahrungen Sinn zu geben“ (Tröster nach Bartmann 2002, S.60). Hier wäre eine Änderung durch den Gewinn neuer Informationen möglich, mit denen sich der Mensch auseinandersetzt.

Diese Informationen können durch die Medien vermittelt werden, also auch durch den Spielfilm.

Auch Mühl (2000, S.32) sieht in der „Vermittlung sachangemessener Informationen“ eine Veränderungsmöglichkeit, da negative Einstellungen oft auch durch Wissensdefizit begründet sind. Menschen, die keinen Kontakt zu Behinderten haben, sollten z.B. über Entstehungsbedingungen einer Behinderung aufgeklärt werden.

Cloerkes betont den Zeitpunkt, an dem die Bemühungen um Einstellungsänderungen einsetzen sollten: Da Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderung bereits seit der frühen Kindheit erlernt werden, ist es wichtig, dass „eine Beeinflussung der Einstellungsentwicklung“ (Cloerkes 2007, S.107) so früh wie möglich stattfindet.

Die Annahme, dass Massenmedien Einstellungen beeinflussen können, gründet sich nach Cloerkes (2007) auf zwei Punkte:

Einstellungen werden nicht durch tatsächliche Erfahrungen mit dem betroffenen Objekt gebildet, entstehen also nicht aus eigenen Erfahrungen. Wird dem Individuum die Möglichkeit gegeben, behinderten Menschen selbst zu begegnen - sei dies auch nur indirekt

durch die Medien- kann es in der Auseinandersetzung eigene Meinungen und Einstellungen entwickeln.

Des Weiteren greift Cloerkes (2007) das bestehende System der drei Einstellungskomponenten auf: die kognitive, die affektive und die konative Komponente. Der Mensch versucht diese drei in Übereinstimmung zu bringen. Würde man eine der drei Komponenten verändern, müssten sich die beiden anderen anpassen.

Könnte man z.B. im Rahmen der kognitiven Komponente Meinungen und Urteile ändern, würden sich die Reaktionen auf behinderte Menschen und das Verhalten ihnen gegenüber ändern.

Aus diesem Grund ist es Medien möglich, bei der Verbesserung der sozialen Situation von Menschen mit Behinderung zu helfen.

Teil II: Medien

1. Definition

Der Begriff Medium leitet sich ab von dem gleichnamigen lateinischen Wort „medium“. Übersetzt bedeutet es „mittel“, „mitten drin“, „dazwischen“, „mittlerer“ (Schellmann/Gaida/Gläser/Kegel 2001, S.7).

Das Medium hat den Charakter eines Vermittlers, der zwischen einem Sender und einem Empfänger agiert. Im Alltagsgebrauch wird Medium meist als Ober- oder Sammelbegriff für die technischen Mittel benutzt, die der Verbreitung von Aussagen dienen (Schellmann/Gaida/Gläser/Kegel 2001).

Medien dienen also der Kommunikation.

2. Klassifikation von Medien

Medien können anhand unterschiedlicher Kriterien klassifiziert werden. Im Folgenden werde ich Unterscheidungen von zwei Autoren schildern. Dies tue ich, um das von mir bearbeitete Medium Spielfilm entsprechend einordnen.

Radtke (2003) nimmt eine Differenzierung in *traditionelle und neue Medien* vor. *Traditionelle Medien* sind Printmedien (Zeitung, Zeitschrift, Buch), Rundfunk (Fernsehen, Radio) und Film. Spielfilme werden sowohl in Kinos gesehen als auch über das Fernsehen und gehören somit nach Radtke zu den traditionellen Medien.

Zu den *neuen Medien* zählen die zuvor genannten, allerdings unterscheidet sich der Übertragungsweg, z.B. durch Satelliten. Des Weiteren fallen neue technische Entwicklungen in diese Kategorie. Hier spielt besonders das Internet eine große Rolle.

Radtke nimmt die Unterscheidung in traditionelle und neue Medien anhand des Kriteriums der Dauer, die ein Medium bereits existiert, bzw. anhand der Existenzlänge des Vermittlungsweges vor.

Schellmann, Gaida, Gläser und Kegel (2007) hingegen nehmen eine Klassifizierung anhand vier Kriterien vor: technische Kriterien, die Rolle des Mediums im Kommunikationsprozess, der Grad der Öffentlichkeit und die Anzahl der einzusetzenden Medienbausteine.

Medien können differenziert werden anhand des *Einsatzes von technischen Hilfsmitteln* bei der Vermittlung zwischen dem Sender und dem Empfänger. Innerhalb dieser Kategorie wird

noch mal in *primäre, sekundäre und tertiäre Medien* unterschieden. *Primäre Medien* werden nach Schellmann, Gaida, Gläser und Kegel (2001) in Situationen eingesetzt, in denen keine technischen Hilfsmittel vorhanden sind. Hier erfolgt die Kommunikation ausschließlich von Mensch zu Mensch über die primären Medien wie Sprache, Gestik, Mimik. Diese Medien werden auch „Mensch-Medien“ (Schellmann/Gaida/ Gläser/Kegel 2001, S.10) genannt.

Setzt bei der Kommunikation nur der Sender technische Hilfsmittel ein, spricht man von *sekundären Medien*. Dieser Fall liegt zum Beispiel beim Printmedium Zeitung vor. Hier werden Informationen vermittelt, indem der Sender sie druckt und an den Empfänger weitergibt.

Nutzen sowohl Sender als auch Empfänger technische Hilfsmittel, handelt es sich um *tertiäre Medien*. Ein Beispiel dafür wäre das Radio. Der Film lässt sich ebenfalls in diese Kategorie einordnen. Er wird zunächst vom Sender produziert und festgehalten, bevor er vom Empfänger über die Kinoleinwand oder den Fernsehapparat konsumiert wird.

Ein weiteres Kriterium ist die *Rolle des Mediums im Kommunikationsprozess*. Hierbei wird zwischen *Übertragungs-/Transportmedien* und *Speicher-/Fixiermedien* unterschieden. *Übertragungs- oder Transportmedien* vermitteln Informationen über elektromagnetische Wellen, Beispiele hierfür wären das Telefon, Radio, Fernsehen oder Internet. Der Film gehört zu den *Speicher- oder Fixiermedien*, da er auf „langlebigen Trägermaterialien“ (Schellmann/Gaida/ Gläser/Kegel 2001, S.11) festgehalten wird, entweder auf einer DVD bzw. einem Video oder auf einer Filmrolle für das Kino.

Medien können des Weiteren durch den *Grad der Öffentlichkeit* klassifiziert werden. Dabei dient als Kriterium die Anzahl der Personen, die am Kommunikationsprozess beteiligt sind.

Es gibt vier Grundformen der Kommunikation in Bezug auf Medien: die interpersonale, die Kleingruppen- die Organisations- und die Massenkommunikation. Ich werde ausschließlich auf die Form eingehen, die das Medium Film betrifft, die *Massenkommunikation*.

Massenkommunikation ist auf ein großes Publikum ausgerichtet (Schellmann/Gaida/Gläser/Kegel 2001), hierbei geht es um öffentliche Kommunikation. Natürlich wird nicht davon ausgegangen, dass sich dieses Publikum zwingend an einem Ort befinden muss. Vielmehr halten sich die Konsumenten dieses Mediums in verschiedenen Kinosälen und privaten Wohnzimmern auf. Diese Form des Publikums wird „dispersedes Publikum“ genannt (Schellmann/Gaida/Gläser/Kegel 2001, S.12). Die Massenkommunikation besitzt vier Merkmale: zunächst ist sie öffentlich, da der Empfängerkreis nicht begrenzt oder

„personell definiert“ (Schellmann/Gaida/Gläser/Kegel 2001, S.12) ist. Einen Film z. B. kann sich jeder im Kino ansehen, der Eintritt bezahlt oder privat einen Fernseher bzw. DVD-/Video-Spieler besitzt. Filme werden zwar in der Regel auf ein bestimmtes Zielpublikum ausgerichtet, aber nicht darauf beschränkt.

Massenkommunikation benötigt technische Hilfsmittel, wie den Fernseher oder das Kino, um ihre Zielpersonen zu erreichen. Außerdem ist sie indirekt, da sich räumlich als auch zeitlich versetzt stattfindet. Ein Film wird nicht zeitgleich zu seiner Entstehung übertragen und auch die Empfänger befinden sich nicht am Entstehungsort.

Das vierte Merkmal der Massenkommunikation ist die Einseitigkeit, da der Informationsfluss nur vom Sender an den Empfänger und nicht zurückgeht.

Das letzte Kriterium der Klassifikation ist die *Anzahl der Medienbausteine*, die eingesetzt werden. Hier unterscheidet man in *Monomedien*, *duale Medien* und *Multimedia*.

Im Rahmen der *Monomedien* wird nur ein einzelner Sinn des Empfängers angesprochen, z.B. der Sehsinn beim Lesen einer Zeitung. Das Medium Film gehört zu den *dualen Medien*, die zwei Felder miteinander verbinden. Zumeist sind das audiovisuelle Medien.

Unter *Multimedia* versteht man die Verknüpfung mehrerer Medienelemente auf einer gemeinsamen Plattform.

Ich möchte noch einmal die verschiedenen Kategorien zusammenfassen, in die sich der Film einordnen lässt:

Der **Film** gehört nach den Unterscheidungskriterien nach Peter Radtke zu den **traditionellen Medien**. Ich möchte jedoch anmerken, dass ein Film, der über einen Satelliten auf den Fernseher übertragen wird, meiner Meinung nach zu den neuen Medien zählen würde. Allerdings wäre er das meiner Ansicht nach nur dann der Fall, wenn der Film mit dieser Absicht produziert wurde. Filme werden aber entweder vorrangig für das Kino oder einen Fernsehsender produziert und würden im letzteren Falle ja dann sowohl als traditionelles Medium (für die Kabel- Empfänger) als auch als neues Medium (für die Satelliten-Empfänger) gelten. In Anbetracht der Einfachheit und meiner Filmauswahl, die sich auf für das Kino produzierte Filme beschränkt, ordne ich den Film jedoch im Rahmen dieser Arbeit nur den traditionellen Medien zu.

Der **Film** ist ein **tertiäres Medium**, da beim Kommunikationsvorgang Sender und Empfänger ein technisches Hilfsmittel einsetzen.

Außerdem ist der **Film** ein **Speicher- und Fixiermedium**, da er auf Trägermaterialien festgehalten wird, um ihn dem Publikum übermitteln zu können.

Der **Film** ist ein **Medium der Massenkommunikation** und ein **duales**, weil audiovisuelles **Medium**.

3. Medienwirkungstheorien

Medien, egal welcher Form und welcher Kategorie zugeordnet, wirken immer in irgendeiner Form auf Menschen ein. Diese Meinung ist in der Öffentlichkeit sehr populär und äußert sich in verschiedenen Arten.

Beispiel gibt es dafür viele. Man nehme einmal Goethes „Die Leiden des jungen Werthers“, das zu den Pflichtlektüren des Deutschunterrichts vieler Oberstufenklassen gehört. Doch zu der Zeit, in der dieses Buch veröffentlicht wurde, gab es Grund zum Anstoß. So sollen sich einige junge Menschen das Leben genommen haben, nachdem sie das Werk gelesen hatten. Als Vorbild habe ihnen angeblich Werther gedient. Der Zusammenhang, der in der öffentlichen Meinung zwischen Buch und gehäuften Selbstmorden gesehen wird, ist ein Beispiel für die Reiz-Reaktions-Theorie der Medienwirkung, die ich später ausführen werde.

Zu unserer jetzigen Zeit werden besonders Gewalt verherrlichende Filme und Computerspiele gefürchtet. Dadurch sollen Jugendliche zu Nachahmungstaten wie Amokläufe in Schulen verführt werden. Wissenschaftlich gesehen gibt es dafür allerdings keinen Beweis. Ebenfalls nicht berücksichtigt wird bei dieser Diskussion, die Tatsache, dass Gewalt auch in den täglichen Abendnachrichten für Kinder und Jugendliche zugänglich ist und im Gegensatz zum fiktiven Film oder Computer-Spiel, diese Gewalt real ist.

Unbestreitbar ist dennoch, dass Medien „Einstellungen, Wissen und Verhalten“ des Menschen beeinflussen (Bartmann 2002, S.39). Wichtig ist, zu betonen, dass Medien *beeinflussen* und nicht bestimmen, da dies der vielseitigen Gestaltung des menschlichen Seins und Handelns nicht entsprechen würde.

Medien dienen zwar als fremdbestimmte Instrumente der Übertragung von Normen und Werten der Gesellschaft, aber der Mensch wählt sie aus und verarbeitet sie individuell (Bartmann 2002). Informationen wirken also nicht auf alle Menschen gleich.

Der Grund dafür ist, dass die menschliche Wahrnehmung selektiv ist. Die Reize, denen ein Mensch ausgesetzt ist, sind sehr zahlreich und vielgestaltig, deswegen kann er nur einen Teil

davon aufnehmen und verarbeiten (Döhn/Klößner 1979). Die Auswahl, die jeder für sich individuell und meist unbewusst trifft, wird Selektion genannt (Döhn/Klößner 1979).

Wahrgenommenes wird nach individuellen Wahrnehmungsprozessen verarbeitet und auf unterschiedliche Weise interpretiert (Bartmann 2002).

Die Informationen, die von den Massenmedien übertragen werden, durchwandern drei Stationen (Döhn/Klößner 1979): Zunächst gibt es ein umfassendes Angebot an verschiedenen Medien. Von diesem Angebot erreicht den Menschen jedoch nur ein Teil. Ein Bürger einer kleinen Stadt wird z.B. nicht mit allen Zeitungen, die in Indien gedruckt werden, konfrontiert werden. Im zweiten Schritt selektiert der Einzelne die Medien, die ihn erreichen. Am Ende werden die Informationen dieses Bruchteils an Medien individuell verarbeitet.

Die selektive Wahrnehmung stellt allerdings auch ein „Zugangsproblem“ (Cloerkes 2007, S.108) dar, wenn auf bestehende Einstellungen gewirkt werden soll. Zum einen muss der Mediennutzer zu einer Beeinflussung und Änderung seiner Einstellungen bereit sein. Zum anderen kann durch eine selektive Nutzung von Medien auch die Gefahr einer Verstärkung bereits bestehender Haltungen gegeben sein.

Viele negative Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderung entstehen durch fehlendes fachliches Wissen. Würde dieses Wissen über die Medien verbreitet, müsste nach Cloerkes Interesse des Empfängers bestehen, damit diese Informationen „festgehalten und akzeptiert“ (Cloerkes 2007, S.108) werden. In diesem Zusammenhang geht er auch davon aus, dass „direkte Informationsstrategien“ eher abgelehnt werden würden als „indirekte Informationsstrategien“ (Cloerkes 2007, S.108). Dieser Punkt ist für meine Arbeit insofern interessant, dass er die Auswahl der behandelten Filme beeinflusst. Fehlende Informationen über Behinderte werden direkt eher über Dokumentationsfilme, wie z.B. Schicksals- oder Alltagsschilderungen vermittelt. Diese würden dann von vielen Mediennutzern eher abgelehnt und nicht positiv verarbeitet werden. Dies kann sich, wie zuvor erwähnt, zu einer Verstärkung negativer Einstellungen entwickeln. Spielfilme dagegen sind vorrangig zur Unterhaltung gedacht und stellen solche Informationen nicht in den Vordergrund. Diese Form der Medien wäre also besser zur Einstellungsänderung geeignet. Dennoch muss erwähnt werden, dass Cloerkes betont, dass „ein Zuwachs an Wissen nicht notwendigerweise etwas mit Einstellungen oder Einstellungsänderung zu tun hat“ (Cloerkes 2007, S.109). Wichtig sind eben nicht nur die Quantität des vorhandenen Wissens, sondern auch die Qualität und deren Verarbeitung.

Die Medienwirkungsforschung ist bisher zu keinem einheitlichen Ergebnis gelangt. Diese Tatsache gründet sich vornehmlich auf drei Aspekte:

Wirkungsforschung wird in den meisten Fällen von Konzernen finanziert, die z.B. Produkte der Werbung produzieren. Die Forschung hängt somit stark von dem Geld und dem Interesse der Wirtschaft ab (Döhn/Klößner 1979).

Außerdem konzentriert sie sich meist auf die kurzfristig eintretenden Wirkungen, da schnelle Ergebnisse erwartet werden. Jedoch sind es die Wirkungen, welche sich über längere Zeiträume einstellen, diejenigen, die eher einen Wandel „von Einstellungen und Meinungen“ bewirken und die Sozialisation des Menschen beeinflussen können (Döhn/Klößner 1979, S.238, vgl. Jäckel 1999).

Die Forschung wird zudem durch die „Dauerpräsenz der Medien und den ständigen Wechsel von Themen und Programmen“ (Jäckel 1999, S.19) erschwert. Somit wechseln auch die aktuellen Inhalte und deren erwartete Wirkung.

Im Folgenden werde ich einige Theorien der Medienwirkung wiedergeben.

Schorb (1998, S.495) benutzt den Begriff der „medialen Sozialisation“, die sich als wechselseitiger Prozess zwischen Individuum und Gesellschaft gestaltet. Früher ging man eher von einer einseitigen Einflussnahme der Medien auf das Individuum aus. Im Rahmen der medialen Sozialisation stehen Medien, Gesellschaft und Individuum in einer Verbindung zueinander. Die Medien beeinflussen die gesellschaftliche Diskussion durch ihre übermittelten Inhalte. Die Gestalt dieser Inhalte und die mediale Artikulation wiederum müssen sich nach gesetzlichen Vorgaben richten. Das Individuum schlussendlich hat als Mitglied der Gesellschaft Einfluss auf die Medien, steht aber auch unter deren Einfluss.

Im „Medienlexikon“ von Döhn und Klößner (1979) findet sich ein Zwei-Stufen-Modell als Erweiterung der psychologischen Reiz-Reaktions-Theorie. Dieses Modell geht nicht von einem wechselseitigen Prozess wie die mediale Sozialisation aus.

Die Reiz-Reaktions-Theorie geht von einer einfachen Wirkung aus: ein Reiz oder Stimulus, der durch die Medien vermittelt wird, erreicht unmittelbar den Mediennutzer. Dieser Reiz wird weitgehend gleich wahrgenommen und löst identische oder ähnliche Reaktionen aus (Jäckel 1999).

Die Informationen, die von den Medien vermittelt werden, wirken sich auf die Reaktionen des Empfängers aus. Das Zwei-Stufen-Modell geht davon aus, dass die Wirkung und Einstellungsänderung größer ist, wenn eine Mittlerperson zwischen Sender und Empfänger

steht und bereits entsprechende Einstellungen vorhanden sind. Als Mittlerperson könnte z.B. der Nachrichtensprecher dienen, der Informationen weitergibt und diese eventuell durch seine empfundene Kompetenz und Sympathie von Seiten des Zuschauers, noch glaubwürdiger macht und die Verarbeitung bestärkt.

Die Individualität des Zielpublikums spielt bei diesen Theorien keine Rolle. Damit werden selektive Wahrnehmungsprozesse und unterschiedliche Interpretationsvoraussetzungen der Rezipienten nicht berücksichtigt. Deswegen geht die Forschung von der Wirksamkeit dieser Theorien nicht mehr aus. Begründet wird dies durch den Begriff des „host of other variables“ (Jäckel 1999, S.64), der beinhaltet, dass der Mediennutzer kein „leeres Gefäß“ (Jäckel 1999, S.77) ist und nicht nur unter dem Einfluss der vermittelten Stimuli steht, sondern unter einer Vielzahl von verschiedenen Einflüssen, wie z.B. die Lebensbedingungen und Gruppenzugehörigkeit des Zuschauers.

Allerdings herrscht in der Gesellschaft die Grundannahme des Reiz-Reaktions-Modells oft noch vor, z.B. bei der Aussage, dass Gewalt-Filme jugendliche Konsumenten zu Gewalttaten bewegen würden.

Ich erwähne dieses Modell, um zu belegen, dass die Darstellungsweise behinderter Menschen im Film nicht allein auf ein Individuum wirkt und positive Reaktionen auszulösen vermag, sondern dass dazu auch andere Einflüsse hinzukommen.

Die Verstärkungshypothese nach Klapper (Döhn/Klößner 1979) geht nicht von einer Möglichkeit der Einstellungsveränderung der Medien aus, sondern besagt, dass diese bestehende Meinungen und Haltungen eher noch verstärken. Das bedeutet neue Informationen werden nicht aufgenommen und verarbeitet, wenn sie eine bestehende Meinung nicht verstärken.

Diesen Punkt teilt er mit Festinger (Döhn/Klößner 1979). Dieser nimmt an, dass ein Mensch nur beeinflussbar von Medien ist, welche Aussagen übermitteln, die sich mit bereits bestehenden Meinungen decken, bzw. sie ergänzen. Er erklärt dies damit, dass der Mensch immer darauf bedacht sei, eine „kognitive Konsonanz“, „eine in sich passende Denkstruktur“ (Döhn/Klößner 1979, S.236) herzustellen. Festingers Theorie der kognitiven Dissonanz beschäftigt sich mit dem Fall, dass ein Individuum Informationen sucht, um ein „inneres Ungleichgewicht“ (Jäckel 1999, S.68) wieder zu beheben. Demnach würden Meinungen, die der bestehenden nicht entsprechen, vom Individuum abgelehnt werden. Dies wird durch die Annahme begründet, dass Menschen Konflikte aus dem Weg gehen wollen (Jäckel 1999),

auch Konflikten in ihrem Inneren, wenn neue Informationen sich nicht mit bestehenden decken.

Das dynamisch-transaktionelle Modell nach Jäckel (1999, in Anlehnung an Schönbach und Früh) berücksichtigt, dass Medienreize unterschiedliche Interpretationen und dadurch unterschiedliche Wirkungen hervorrufen können. Hier steht nicht mehr eine bloße Interaktion zwischen Produzent und Rezipient im Zentrum, da Mediennutzung in diesem Sinne nicht direkt ist. Der Begriff der Transaktion soll diesem Verständnis gerecht werden, da er zugleich die wechselseitige Beziehung zwischen den Interaktionspartnern als auch den fehlenden Kontakt der beiden umfasst. Produzent und Rezipient kennen sich nicht. Die Medienbotschaft bildet den Mittelpunkt des Modells. Auf der Seite des Rezipienten bewirkt sie einen Auseinandersetzungsprozess zwischen bestehendem Wissen und individuellen Einstellungen und neu vermittelten Informationen. Im Gegensatz zum Reiz-Reaktions-Modell wird hier das dynamische „Wechselspiel von Informationsverarbeitung, -aktivierung und -speicherung“ (Jäckel 1999, S.76) berücksichtigt.

Diese verschiedenen Theorien gehen davon aus, dass eine bereits bestehende Einstellung durch die Medien nur sehr schwer bzw. gar nicht verändert werden kann. Da der Mediennutzer nicht nur passiv konsumiert, sondern aktiver Teil eines Prozesses ist. Bestehende Einstellungen sind also von großer Bedeutung, wenn etwas verändert werden soll. Bei den anstehenden Filmuntersuchungen werde ich deshalb auch die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass negative Einstellungen, die beim Zuschauer bestehen könnten, durch Informationen des Films verstärkt werden könnten und diesen Punkt untersuchen.

4. Das Kino/ Der Spielfilm

Bevor ich auf das Thema „Behinderung und Medien“ eingehe, werde ich zunächst das Medium betrachten, das in meiner Arbeit exemplarisch behandelt wird: der Spielfilm.

„Geboren“ wurde das Medium Film gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als man zum ersten Mal reale Bewegungsabläufe auf Filmmaterial abbildete (Dorn 1995). In der damaligen Zeit war dies eine Sensation, der zunächst mit Skepsis begegnet wurde, bevor der Film dann zu einem der beliebtesten Medien aufstieg. Bereits zu Beginn seiner Entwicklung war der Begriff „Film“ ein Sammelbegriff für eine Vielzahl von Aspekten dieses Mediums (Dorn 1995). Für

die Zuschauer waren Filme nur über das Kino zugänglich. Schnell wurden verschiedene filmische Ausprägungen produziert, wie der Spielfilm, der Dokumentarfilm oder der Werbefilm.

Der damalige Film hatte nach Dorn (1995, S.186) drei wesentliche Merkmale:

- Der Film wurde fotografisch aufgenommen und gespeichert, bevor er vervielfältigt wurde.
- Der Film wurde auf eine Leinwand projiziert.
- Das Kino war der Ort, an dem der Zuschauer in einer Gruppe von Kinobesuchern den Film konsumierte.

Diese Kriterien grenzten das Medium „Kinofilm“ später von den Medien Fernsehen und Video ab (Dorn 1995).

Mit der Einführung des Fernsehens sank die Attraktivität und Bedeutung des Kinos zunehmend (Schellmann/Gaida/Gläser/Kegel 2001). Kino ist im Gegensatz zum Fernsehen kein „Basismedium“, ein Medium, „das einen maßgeblichen Beitrag zur Meinungsbildung und grundlegenden Beitrag zum Informationsstand der Bevölkerung liefert“ (Schellmann/Gaida/Gläser/Kegel 2001, S.37). Fernsehgeräte verbreiteten sich schnell und stehen mittlerweile in fast jedem Wohnzimmer. Der Mensch hat täglich darauf Zugriff und muss seine Wohnräume nicht verlassen, um unterhalten zu werden. Einen Film im Fernsehen kann man sich jeden Abend ansehen, während der Kinobesuch zu einer besonderen Freizeitgestaltung geworden ist und häufig mit anderen Aktivitäten, wie einem Abendessen, verbunden wird. Der Konsum im Kino ist jedoch im Vergleich zum Fernsehen kostenintensiver und dadurch keine Freizeitaktivität, die jeden Tag ausgeführt wird.

Die Besonderheit des Kinos liegt darin, dass Filme hier vom Zuschauer als eindrucksvoller empfunden werden (Schellmann/Gaida/Gläser/Kegel 2001). Dies liegt zum einen an der größeren Bildprojektion, zum anderen am Sound durch neuere technische Entwicklungen, wie dem Dolby-Surround-System, das durch umfassenden Klang eine möglichst realistische Einbindung des Zuschauers in das Filmgeschehen herstellen will.

Außerdem ist ein Kinobesuch immer mit einer positiven Erwartungshaltung verbunden (Schellmann/Gaida/Gläser/Kegel 2001). Der Kinobesucher möchte durch den Film unterhalten werden und sucht Entspannung und Ablenkung vom Alltag. Kinobesuche sind meist Freizeitaktivitäten in der Gruppe, entweder zu zweit oder mit mehreren Personen.

Daraus leite ich meine Annahme ab, dass ein Film mehr Einfluss und Wirkung hat, wenn er mit mehreren Personen gesehen wird. Im Gegensatz zum Konsum ohne andere Personen, wird der Film und dessen Inhalt und Aussage in höherem Maße reflektiert, da im Anschluss

mit anderen Personen diskutiert und verschiedene Eindrücke und Interpretationen ausgetauscht werden können. Dafür eignet sich besonders der Kinobesuch, da man danach noch ein Lokal aufsuchen und etwas trinken kann, um in der Runde über den Film zu sprechen.

Außerdem wird ein Kinofilm bewusst ausgewählt und angesehen, wohingegen ein Film im Fernsehen auch parallel zu einer anderen Tätigkeit konsumiert wird. Das Fernsehen wird häufig aus Gewohnheit eingeschaltet, das Kino wird aus einer Entscheidung heraus aufgesucht und dort kann nicht während des Kinobesuchs das Programm vom Zuschauer auf Knopfdruck geändert werden.

Die wirtschaftlich dominanteste Form des „Film“ ist der „erzählende, fiktionale Film“, mit seinen unterschiedlichen Genres, z.B. Kriminalfilm, Melodram, Horrorfilm, Western, Komödie, Liebesfilm (Dorn 1995, S.187).

Die Genres eines Films dienen dazu, bestimmte Erwartungen des Zuschauers zu erfüllen. Deswegen unterliegen sie „formalen und inhaltlichen Konventionen“ (Dorn 1995, S.187), die eine Verständigungsgrundlage zwischen dem Produzenten und dem Rezipienten bilden: Der Filmkonsument hat bestimmte Vorlieben und Erwartungen an einen Film, die innerhalb eines Genres weitgehend befriedigt werden. Wenn der Zuschauer z.B. gerne Filme sieht, in denen jemand auf der Suche nach der großen Liebe ist und sie über Umwege und gegen mögliche Widerstände findet, wird er bei Filmen mit der Bezeichnung „Liebesfilm“ seine Erwartungen erfüllen können. Der Vorteil des Produzenten, also der Person, die einen Film macht und finanziert, liegt darin, dass er sich sicher sein kann, dass sein Liebesfilm ein bestimmtes Publikum erreicht, da er innerhalb eines Genres liegt.

Diese Tatsache beeinflusst die Gestaltung eines Films bedeutend. Es werden gehäuft bestimmte Figurentypen und Handlungsmuster eingesetzt, da diese beim Zuschauer weniger Konzentration und Interpretation erfordern. Dies bezeichnet man als „Wirtschaftlichkeit des Erzählens“ (Dorn 1995, S.187).

Da solche Filmgestaltungen sich aber mit der Zeit erschöpfen, greifen die meisten Produzenten heute auf eine Kombination aus bekannten Mustern und neuen Elementen zurück, die mit dem historisch-gesellschaftlichen Wandel verbunden ist (Dorn 1995). Außerdem kann nicht jeder Spielfilm in eine einzige Genre- Kategorie eingeordnet werden (Dorn 1995).

Spielfilme durchlaufen mittlerweile verschiedene Medien (Schellmann/Gaida/Gläser/Kegel 2001). Viele werden zunächst für das Kino produziert und dort als erstes gezeigt. Nach einer gewissen Zeitspanne, werden diese Filme auf Video-Kassetten oder mittlerweile meist auf DVD herausgegeben. Zunächst sind sie nur für den Verleih zugelassen, bevor man sie auch käuflich erwerben kann. Allerdings gibt es auch Filme, die zwar für das Kino produziert worden sind, dann aber aus wirtschaftlichen Gründen dieses Medium „überspringen“ und direkt in den Verleih und Verkauf kommen.

Die Rechte für eine Übertragung durch das Fernsehen erwerben dann die Pay-TV-Kanäle wie Premiere, bevor die freie Ausstrahlung bei öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten (ARD, ZDF, die Dritten) oder bei den Privatsendern (z.B. RTL, ProSieben) erfolgt.

Von großer Bedeutung bei den Spielfilmproduktionen ist die Vermarktung, die besonders von Filmfirmen der USA beherrscht wird (Schellmann/Gaida/Gläser/Kegel 2001). Diese beinhaltet unter anderem die Werbung für einen Film vor seinem Kinostart mit Anzeigen in Zeitungen und Zeitschriften oder Werbe-Trailer vor anderen Kinofilmen und im Fernsehen. Immer mehr spielt in diesem Rahmen auch das Internet eine Rolle, das häufig bereits vor Erscheinen des Films einzelne Ausschnitte zugänglich macht.

In der Werbung sehe ich auch eine große Bedeutung besonders für Filme, die mit dem Thema Behinderung zu tun haben. Dabei ist die Art und Weise zu beachten, wie ein Film beworben, welches Publikum angesprochen und welches Bild von der behinderten Person eingesetzt werden soll.

Hollywood ist in unserer Zeit der Inbegriff und die in der Welt führende Filmproduktionsstätte (Döhn/Klößner 1979). Dies ist einer der Gründe warum ein Großteil meiner ausgewählten Filme aus Nordamerika kommt. Darauf gehe ich später noch einmal genauer ein.

Im nächsten Schritt werde ich einige Merkmale von Spielfilmen benennen. Im Rahmen des bisher behandelten Teils habe ich bereits erwähnt, dass der Spielfilm ein Massenmedium ist. Der Spielfilm ist indirekt und einseitig, worauf ebenfalls schon eingegangen wurde.

Meist soll der Film einem möglichst breitem Publikum gefallen (Bartmann 2002). Er ist sowohl Lehrmittel, Kunstwerk und historisches Dokument als auch Vermittler und Träger von Unterhaltung, Information, Propaganda und Werbung (Döhn/Klößner 1979).

Der Spielfilm ergänzt unsere Vorstellungen von unserer Umwelt und „konstruiert zu individuell verschiedenen Graden die Wirklichkeit mit“ (Bartmann 2002, S.39).

Bei der Frage, warum Spielfilme angesehen werden, orientiere ich mich an Bartmann (2002): Zum einen werden sie natürlich zur Unterhaltung konsumiert. Sie sollen Spaß machen, bestimmte Gefühle ansprechen und uns die Zeit vertreiben. Daneben besitzen sie auch durch die dargestellten Inhalte eine nicht zu unterschätzende Lern- und Informationsfunktion. Da der Film oft in einer Gruppe angesehen wird, besitzt er auch eine soziale Funktion, indem er eine gemeinsame Aktivität und Gesprächsstoff darstellt.

In unserem häufig überfüllten und stressigen Alltag dient der Filmkonsum auch einer eskapistischen Funktion. Der Zuschauer flieht aus seiner eigenen Realität und versetzt sich in die Wirklichkeit des Films, als Ablenkung von eigenen Sorgen und Problemen.

Der Film erfüllt auch die Funktion der Gewohnheit, da er oftmals nebenbei konsumiert und nicht bewusst betrachtet wird. Diese Funktion findet sich aber eher beim Fernsehfilm, als bei einem Kinofilm, da wie zuvor erwähnt, der Fernsehfilm als alltägliche Unterhaltung auch neben anderen Tätigkeiten angesehen wird. Bei einem Besuch im Kino, steht in der Regel der Film im Zentrum der Aufmerksamkeit.

Der Spielfilm kann die Gefühle und Emotionen eines Betrachters „intensiv, unbewusst und nachhaltig ansprechen“ (Bartmann 2002, S.58). Ich habe ihn als behandeltes Medium ausgewählt, weil er auch Zuschauer erreicht, „die sich aus eigenem Antrieb nicht mit der Problematik [der Behinderung] beschäftigen würden“ (Bartmann 2002, S.66). Der Spielfilm wird zwar bewusst ausgewählt, aber hat nicht den „belehrenden“ Charakter eines Dokumentarfilmes.

Teil III: Behinderung und Medien

1. Einführung in das Thema

Nachdem ich in den ersten Kapiteln erläutert habe, welche Bedeutung Einstellungen nicht behinderter Menschen für die Integration von Menschen mit Behinderung haben und was die Medien dazu beitragen können, möchte ich mich nun explizit dem Zusammenhang von Medien und Behinderung zuwenden.

Wie bereits in der Einleitung dieser Arbeit erwähnt, hat die Darstellung von behinderten Menschen in den Medien quantitativ zugenommen. Da allerdings auch die Qualität dieser Darstellungen bedeutend ist, werde ich in diesem Kapitel auf deren Entwicklung und typische Formen eingehen.

Zunächst jedoch komme ich auf ein Problem zu sprechen, welchem wir in unserer heutigen Mediengesellschaft ausgesetzt sind. Durch die tägliche Konfrontation mit vielen brisanten und kritischen Themen und die Zunahme von realistischen Darstellungen, die vor Jahren noch zensiert wurden, sind die Mediennutzer weitgehend abgestumpft. Ihr Interesse erlangt man „fast nur noch über Sensationen und Schaulust“ (Mürner 2003, S.109), über außergewöhnliche, nicht alltägliche Dinge. Diese Tatsache fasst Christian Mürner (Mürner 2003, S.109) unter dem Begriff „Zerstreute Aufmerksamkeit“ zusammen. Manchmal muss das Gezeigte den Zuschauer schockieren, dadurch seine Aufmerksamkeit auf sich lenken. Nach Georg Franck (Franck 1998, S.172) hat nichts mehr Macht über den Mediennutzer „als das, was aufmerksame Zuwendung erzwingt, d.h. „Bilder, die nicht mehr aus dem Sinn gehen“. Am leichtesten ist so etwas dadurch zu erreichen, dass man etwas Unbekanntes, Fremdes darstellt, etwas, das man nicht nachvollziehen kann. Menschen mit Behinderung spielen dann eine zentrale Rolle in den Medien, wenn über etwas „Aufsehen erregendes, Besonderes, Bizarres, außergewöhnliche Leistungen oder Schicksalhafteres“ (Mürner 2003, S.12) berichtet wird. In der Darstellung überwiegt also das „Seltsame und nicht das Selbstverständliche“ (Mürner 2003, S.15), was zur Folge hat, dass eher Unterschiede zwischen Menschen mit und ohne Behinderung und damit ihre „Andersartigkeit“, ihre „Abweichung von der Norm“ betont werden. Um dieser Tatsache entgegen wirken zu können, müssten Menschen mit Behinderung in einem -für nicht Behinderte- alltäglichen Zusammenhang gezeigt werden. Behinderte Menschen müssten dargestellt werden, wie Menschen ohne Behinderung: als Figuren, die nicht auf ihre Behinderung reduziert werden. Auch in der Werbung sollten sie mehr Berücksichtigung finden. Allerdings sieht man in den

Werbespots, den Zeitungen, Modeprospekten oder Plakatwänden „durchgestylte Leute, die Glück versprechen“ (Mürner 2003, S.78). Das liegt daran, dass unsere Gesellschaft Glück, Zufriedenheit, Erfolg, Reichtum usw. vom Aussehen und den Leistungsmöglichkeiten einer Person abhängig macht. Und das kann ein Mensch mit Behinderung der öffentlichen Meinung nach nicht erbringen. Sieht man sich die Menschen in der Werbung an, möchte man gerne so sein wie sie. Und die meisten werden keine Behinderung wollen und können sich auch nicht mit einer behinderten Person identifizieren, da ihre Behinderung negativ besetzt wird.

Im Jahr 2003, dem „Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung“, erfolgte ein Paradigmenwechsel im Verständnis der Betroffenen. Der Mensch stand nun im Zentrum der Betrachtungen und seine Behinderung sollte nicht mehr ein konstitutives Merkmal sein (Radtke 2003). Allerdings konnte sich dieser Wechsel scheinbar nicht auf die Medien ausdehnen, denn dort herrschen häufig noch „sprachliche und inhaltliche Diskriminierungen“ (Radtke 2003, S.2) vor, wie die Bezeichnung „an den Rollstuhl gefesselt“, obwohl dieser erst Mobilität einer körperlich behinderten Person ermöglicht und nichts ist, was diese Person gefangen hält (Radtke 2003).

Zudem werden Menschen mit schweren Behinderungen selten dargestellt, weil sie „dem Publikum nicht vermittelbar“ (Radtke 2003, S.4) sind.

Viele Menschen haben keinen Kontakt zu Menschen mit Behinderung und wissen somit wenig über Lebensumstände und individuelle Persönlichkeiten. Die Medien dienen dann als Quelle sekundärer, indirekter Erfahrungen und Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung (Bartmann 2002, vgl. auch Radtke 2003, Mürner 2003 u.a.) und stellen damit die „wichtigste Informationsquelle über das Leben von Menschen mit Behinderung“ (Radtke 2003, S.2) dar.

Die Medien sind demnach bedeutende Einflussfaktoren auf die Integration behinderter Menschen, da sie häufig die Grundlage der Erfahrungen bilden, die Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderungen ändern, bestätigen oder erst herstellen können. Luhmann beschreibt die Bedeutung der Medien folgendermaßen: „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien.“ (Mürner 2003, S.12) Ich würde diesen Satz noch durch das Wort „glauben“ modifizieren: „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, *zu* wissen *glauben*, wissen wir durch die Massenmedien.“ Denn ob das vermittelte Bild der Medien wirklich unserer Realität

entspricht, ist eine Frage, die ich zwar in dieser Arbeit nicht behandeln werde, aber auf die ich dennoch hinweisen möchte.

Florian Hilgers (nach Warzecha 1999, S.97) greift diesen Gedanken ebenfalls auf und hält fest, dass das Medium Film nicht „ein Abbild unserer realen Umwelt liefern [möchte], sondern Film will unterhalten“. Deswegen bedient er sich auch einer Reihe an Stereotypen und Klischees, wodurch er eine komplexe Realität im Film vereinfacht. Dennoch wird sich bei der Filmproduktion zunehmend darum bemüht, alltagsnah Geschehnisse zu schildern und eigens dafür Menschen beschäftigt, die Sachverhalte und Details auf ihre Echtheit überprüfen. Auch Mürner (2003) legt Wert auf die Unterscheidung zwischen Dokumentarfilmen und fiktiven Filmen und betont, dass es eigentlich absurd sei, „der Fiktion den Vorwurf mangelnder Realität zu machen“ (vgl. Warzecha 1999). Auch Dokumentarfilme bilden nie die gesamte Lebenswirklichkeit ab, sondern „präsentieren nur Fragmente“ (Mürner 2003, S.158). Dennoch ist nach Mürner der Film das Medium, das unseren „alltäglichen Erfahrungen von der Welt am nächsten“ (Mürner 2003, S.160) zu kommen scheint.

Nach Sven Degenhardt (Warzecha 1999) besteht auch ein Problem darin, dass die Macher eines Filmes eher den Gewinn vor Augen haben, als eigene Konzepte von Behinderung zu vermitteln. Allerdings ist das in meinen Augen eine etwas zu negative Ansicht gegenüber Filmemachern, da viele auf übermittelte Inhalte bedacht sind. Ich stimme Degenhardt in dem Punkt zu, dass die Zuschauer „selbstbestimmte, denkende und emanzipierte Medienkonsumenten“ (Warzecha 1999, S.67) sind, dennoch sind alle Menschen in ihren Einstellungen vorgeprägt. Und da bei vielen das Wissen und die Erfahrungen fehlen, glaube ich nicht, dass sie zwischen Fiktion und Realität in Bezug auf Behinderung unterscheiden können.

2. Überblick über die historische Entwicklung

Im nächsten Abschnitt möchte ich darauf eingehen, wie sich die Darstellung behinderter Menschen in den Medien entwickelt hat. Dabei orientiere ich mich an den Untersuchungen von Peter Radtke und Hans Scheugl (nach Mürner 2003), deren Phaseneinteilungen ich miteinander verbinde.

Scheugl beschreibt zwei Phasen der Mediengeschichte behinderter Menschen. Die erste Phase umfasst den Beginn der Darstellungen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wurden Menschen mit meist körperlichen Behinderungen auf Flugblättern als

„Monstren“ präsentiert, deren Behinderung als Zeichen Gottes oder des Teufels gesehen wurde. Hinzu kamen noch die Ausstellungen im Rahmen von Jahrmärkten, bei denen nicht behinderte Menschen gegen Eintritt Zurschaustellungen der behinderten Menschen besuchten. Diese Darstellung hielt an bis in das Zeitalter des Barocks, in der man die „Vorliebe für das Bizarre“ (Mürner 2003, S.195) pflegte und Behinderung auf Kupferstichen zur Unterhaltung und Information festgehalten wurde.

Die zweite Phase umfasst die Beschreibungen von Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur heutigen Zeit.

Im 19. Jahrhundert standen Menschen mit Behinderung mehr im Interesse der Medizin und wurden in medizinischen und anatomischen Fachbüchern abgebildet. Auch hier lag der Schwerpunkt der Darstellung noch auf der Absurdität und Monstrosität dieser Menschen (Radtke 2003).

Das 20. Jahrhundert zeigt dann die meisten Veränderungen in der Darstellungsweise auf. Diese Phase beschreibe ich in Anlehnung an Radtke (2003). 1932 wurde der erste Film mit behinderten Darstellern gedreht. „Freaks“ zeigte sie mit menschlichen Regungen und erzeugte damit auch Sympathie, was die bisherigen Filme nicht versucht hatten. Dennoch wurden die „Freaks“ nicht als „normale“ Menschen dargestellt und lebten in ihrer eigenen Welt.

In den 50er bis 90er Jahren nahm die Berichterstattung über Menschen mit Behinderung mit psychosozialen Schwerpunkt zu, während der bisher vorherrschende medizinische Blickpunkt abnahm. Die Berichte verfügten nun über mehr Hintergrundwissen über Behinderung und Lebensumstände, waren aber dennoch meist diskriminierend, da Behinderung immer noch negativ besetzt war, besonders bei einer „dauerhaften und sichtbaren Abweichung“ (Mürner 2003, S.27). Die meisten Reportagen bezogen sich auf herausragende Leistungen, die der Mensch mit Behinderung trotz seiner Beeinträchtigung erbracht hatte. Mürner (2003, S.27) bezeichnet dies mit dem Begriff „Trotzdem- oder Obwohl- Menschen“.

Scheufl (nach Mürner 2003) konstatiert den Medien zu Beginn des 21. Jahrhunderts eine Veränderung hin zu positiven Darstellungen, dennoch betont er, dass die Behinderung immer noch als Abweichung einer Norm gesehen wird und die Aufmerksamkeit nach wie vor eher auf Äußerlichkeiten und auf dem Körper gerichtet ist, statt den Blick auf das Umfeld und den Menschen zu werfen.

3. Darstellung

Im nächsten Schritt werde ich verschiedene Darstellungstypen beschreiben. Ich beziehe mich dabei auf Peter Radtke, Rosemarie Garland Thomson und Silke Bartmann. Deren Darstellungsformen werde ich benennen und beschreiben, bevor ich sie in Beziehung zu einander setze.

Radtke (2003, S.4) unterscheidet zwischen zwei Hauptrichtungen der Darstellung von Menschen mit Behinderung durch die Medien: „*Batman*“ oder „*Bettler*“.

„*Batman*“ ist ein Held aus diversen Comics und Filmen, der Menschen rettet und die „Bösen“ bestraft. Radtke bezieht diese Bezeichnung auf die Darstellung behinderter Menschen mit herausragenden Leistungen, z.B. im Sport. Zuvor erwähnte ich bereits, dass Radtke auch die Bezeichnung „Trotzdem- Menschen“ verwendet. Batman ist ebenfalls ein Trotzdem- Mensch, der trotz seinen traumatischen Erfahrungen (Ermordung seiner Eltern) und seiner großen, in der Kindheit geprägten Angst vor Fledermäusen, genau dieses Tier als sein Symbol und Markenzeichen auswählt und für das Gute kämpft.

Die zweite Hauptrichtung ist die Darstellung als *Bettler*: dabei erscheint der behinderte Mensch als hilfsbedürftig und Mitleid erregend, der wegen seiner Behinderung defizitär ist und deswegen um Hilfe und Schutz bittet oder „bettelt“.

Garland Thomson unterteilt die Darstellung behinderter Menschen in den Medien dagegen in vier Formen:

Die *heldenhafte Darstellung* ist meist bei Sportberichterstattungen zu finden, bei denen mehr die Behinderung als die sportliche Leistung im Vordergrund steht. Dabei nimmt der Zuschauer eine bewundernde, heraufblickende Sicht gegenüber dem dargestellten Menschen mit Behinderung ein. Vergleichbar ist diese Form mit Radtkes Verständnis des behinderten Menschen als „*Batman*“.

Durch die *rührselige Darstellung* soll vor allem Mitleid erregt werden. Der Mensch mit Behinderung bedarf des Schutzes und der Unterstützung. Die Position des Zuschauers ist hierbei eine höhere, er blickt auf den behinderten Menschen hinunter. Oft erscheint Behinderung in diesem Zusammenhang als „sozial lösbares Problem“ (nach Renggli 2004). Diese Darstellungsform entspricht dem „*Bettler*“ von Radtke.

Die *exotische Darstellung* ist mittlerweile eher selten. Der Mensch mit Behinderung wird als „Sensation, Objekt der Neugier, Unterhaltung“ (Garland Thomson nach Renggli 2004, S.2) präsentiert, ähnlich den früheren Zurschaustellungen auf Jahrmärkten. Dabei nimmt der

Zuschauer eine distanzierte Sicht ein, er trennt zwischen sich und dem behinderten Menschen als etwas völlig Fremdem.

Ebenfalls noch selten vorzufinden ist die *alltagsnahe Darstellung*. Garland Thomson schreibt ihr die größte politische Kraft zu, da sie Behinderung als etwas Gewöhnliches darstellt. Sie soll „Vertrautheit und Nähe“ schaffen, die „Differenz zwischen Betrachtenden und Betrachteten“ reduzieren und eine „Normalisierung der Wahrnehmung von Menschen mit Behinderung“ erreichen (Garland Thomson nach Renggli 2004, S.2). Der Zuschauer soll weder herauf- noch herunterblicken, sondern dem dargestellten Menschen auf gleicher Augenhöhe begegnen.

Silke Bartmann nimmt die umfangreichste Unterteilung vor. Darin finden sich drei verschiedene Tendenzen. Die erste wäre vergleichbar mit der Rolle des Bettlers nach Radtke und der rührseligen Darstellung nach Garland Thomson, die zweite mit der Darstellungsform Batman (Radtke), bzw. heldenhafte Darstellung (Garland Thomson). Hinzu kommt eine dritte Richtung, auf die ich am Schluss eingehen werde.

Bartmann unterscheidet in Bezug auf Darstellungsformen, bei denen der Zuschauer auf den behinderten Menschen herabblickt, vier Typen: *Schutzbedürftigkeit*, *Mitleid*, *Opferrolle* und *Trottel* (Bartmann 2002). Wird ein behinderter Mensch als *schutzbedürftig* dargestellt, soll beim Zuschauer Sympathie für ihn geweckt werden. Die dargestellte Person kann sich aufgrund ihrer Behinderung nicht selbst helfen und wird in diesem Sinne nicht als ein „autonomes Subjekt“ (Bartmann 2002, S.133) gesehen. Soll *Mitleid* für die betroffene Person gefördert werden, nimmt der behinderte Mensch eine eher passive Rolle ein, während gleichzeitig die helfende Person hervorgehoben und als Held präsentiert wird. Nach Bartmann sind meist Menschen mit geistiger Behinderung in diesen Rollen zu sehen, da sie auch in der Gesellschaft als „unmündig und hilfsbedürftig“ gelten.

Nimmt eine Person mit Behinderung die *Opferrolle* ein, soll dies zwei Funktionen erfüllen: Zum einen wird das Opfer durch seine Behinderung noch bemitleidenswerter und im Gegenzug der oder die Täter noch böser und skrupelloser. Andererseits fördert die Behinderung das Mitleid und die Sympathie für das Opfer und die Abscheu und Antipathie für den Täter (Bartmann 2002). Diese Rolle übernehmen laut Bartmann häufig Menschen mit körperlicher oder geistiger Behinderung.

In der Rolle des *Trottels* sind meist Männer zu sehen, die durch ihr tollpatschiges Auftreten zur Unterhaltung und Belustigung des Zuschauers beitragen. Bartmann sieht solche Darstellungen als in der Regel unrealistisch an.

Im Bereich der „Batman“- Darstellungen unterscheidet Bartmann drei Typen: *den Menschen mit besonderen Fähigkeiten, den charakterstarken Typen* und *den Held und Retter*.

Meist werden in Filmen Menschen mit einer Sehbehinderung *besondere Fähigkeiten* zugeschrieben. Dies sind übernatürlich ausgeprägte Sinne, die der Kompensation ihres fehlenden Sehsinnes dienen.

Der *charakterstarke Typ* „erhält“ seine Behinderung meist erst im Laufe des Films. Zunächst leidet er darunter, um dann trotz seiner Behinderung großartige Dinge zu vollbringen und damit den Zuschauer zu ermutigen, sich eigenen Problemen zu stellen.

In der Rolle des *Helden und Retters* tauchen wieder fast ausschließlich Männer auf, häufig blinde Männer, die nur durch besondere Leistungen interessant sind.

Die dritte Tendenz nach Bartmann manifestiert sich in einem einzigen Darstellungstyp: dem *Bösewicht*. Diese Darstellung erinnert an frühere Filme, in denen Menschen mit Behinderung als Gefahr und etwas Fremdes dargestellt wurden. Im Vergleich zu Radtke und Garland Thomson wäre dies wohl eine Art der „exotischen Darstellung“ (Garland Thomson), obwohl hier noch die Angst vor dem Unbekannten hinzukommt. Als Beispiel nennt Bartmann die James-Bond-Filme. Diese Rolle nehmen Menschen mit sichtbaren, äußeren Behinderungen ein.

Bartmann formuliert in ihren Darstellungsformen eigentlich nur ein Extrem: die negative Darstellung behinderter Menschen durch die Medien. Dies finde ich allerdings etwas zu einseitig, weil ich glaube, dass Menschen mit Behinderung nicht nur negativ, sondern auch positiv dargestellt werden und ich versuchen werde, das durch meine Filmuntersuchungen zu belegen.

Auf die Folgen der geschilderten Darstellungsweisen werde ich im nächsten Kapitel eingehen.

4. Problematik durch die Darstellung in den Medien

Zunächst werde ich auf mögliche Probleme eingehen, die durch die Darstellung behinderter Menschen in den Medien entstehen können.

Durch die Verwendung von Stereotypen und der vereinfachten komplexen Themen, können laut Mürner (2003) Verallgemeinerungen beim Zuschauer ausgelöst werden. Diesen Verallgemeinerungen entgegen zu wirken, sieht er als schwierig an, da eigene Erfahrungen und Information fehlen. Geistige Behinderung ist für die meisten nicht behinderten Menschen

„unvorstellbar“ und sie können sich nicht in einen Menschen mit Behinderung hinein versetzen (Mürner 2003, S.78). Zudem leben viele Menschen mit Behinderung in Institutionen und sind von den nicht Behinderten separiert. Sich selbst eine unvoreingenommene Meinung zu bilden, wird so erschwert (Mürner 2003).

Weiterhin besteht eine Gefahr, dass Behinderung ausgenutzt wird darin, dass die Massenmedien auf Skandale und Sensationen angewiesen sind, um Interesse beim Zuschauer zu wecken (Mürner 2003).

Bartmann (2002) sieht in ihren Darstellungstypen verschiedene Gefahren für die Realität, auf die ich einzeln eingehen werde.

Erscheint ein Mensch mit Behinderung als *schutzbedürftig* und wird nicht als autonomes Subjekt gesehen, kann dies die Entmündigung und Isolation in der realen Welt fördern.

Vergleichbar damit ist die *Mitleid* erregende Rolle, bei der ein behinderter Mensch auf seine Schutzbedürftigkeit reduziert wird. Dies kann Einstellungen begünstigen, die einer Emanzipation von Menschen mit Behinderung im Weg stehen.

Diese Einstellungen können dann noch verstärkt werden, wenn die betroffene Person in einer *Opferrolle* zu sehen ist.

Die Darstellung des *Trottels* kann in der Realität dazu führen, dass ein behinderter Mensch auch dort nicht ernst genommen wird.

Filme, in denen Menschen mit Behinderungen *besondere Fähigkeiten* haben, können Interaktionen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung erschweren, indem sie übersteigerte Erwartungen schüren. Der betroffene Mensch wird nur durch seine besonderen Fähigkeiten akzeptiert und interessant.

Die Darstellung eines *charakterstarken Typs* kann die Annahme bestärken, dass ein Mensch mit Behinderung in seinem Leben nicht zufrieden ist und die Behinderung nicht akzeptieren kann.

Auch der behinderte Mensch als *Held und Retter* fördert übersteigerte Erwartungen und Einstellungen und erschwert dadurch Interaktionen.

Wird der Mensch mit Behinderung zum *Bösewicht* gemacht, können dadurch bereits bestehende negative Einstellungen bestärkt werden.

Trotz dieser eher negativen möglichen Folgen der Darstellung in Filmen, darf man nicht darauf schließen, dass behinderte Menschen besser überhaupt nicht präsentiert werden sollen.

Bartmann (2002, S.66) sieht den Spielfilm als gute „Möglichkeit für nicht behinderte Menschen, auf einfache, unterhaltsame und angenehme Weise, ohne Eigeninitiative mit dem Thema Behinderung in Berührung zu kommen“. Dies kann zum einen den zuvor erwähnten sekundären Erfahrungen mit Behinderung und zum anderen den fehlenden Wissenstand über Behinderung und Lebensumstände dienen.

Zum Abschluss dieses Kapitels gehe ich noch kurz darauf ein, wie wahrscheinlich eine Einwirkung von Informationen auf Einstellungen ist.

Cloerkes (2007) führt in seinem Buch „Soziologie der Behinderten“ die Ergebnisse von Studien an, die Wirkungen von Informationen allein und in Kombination mit Kontakt zu behinderten Menschen untersucht haben.

Wurden nur Informationen vermittelt, konnten die meisten bestehenden Einstellungen nicht verbessert werden, sondern verschlechterten sich häufig.

Besonders starr sind die Einstellungen gegenüber Menschen mit geistiger oder körperlicher Behinderung, während die gegenüber körperlich Behinderten eher veränderbar sind.

Besonders günstig sieht Cloerkes (2007) folgende Veränderungsversuche:

- Die Ergänzung der Informationen durch den Kontakt zu behinderten Menschen
- Eine positive Darstellung des behinderten Menschen, bei der die persönlichen, nicht behinderungsspezifischen Qualitäten betont werden
- Die Präsentation der Informationen durch die Behinderten selbst anstatt über nicht behinderte Personen
- sowie die Gelegenheit zu „explorativem Verhalten“, zu „erlaubtem Anstarren“ abweichender Merkmale des Behinderten

In diesem Zusammenhang möchte ich betonen, dass die Vermittlung und Darstellung im Film keinen persönlichen Kontakt vollständig ersetzen kann, aber dennoch besser ist, als gar kein Kontakt.

Teil IV: Filmuntersuchungen

1. Einleitung

Dieser Teil meiner Arbeit beschäftigt sich mit der Darstellung von Menschen mit Behinderung an einem konkreten Medienbeispiel, dem Medium Film. Hierzu werde ich vier Filme untersuchen.

Zunächst möchte ich die Auswahl dieser Filme begründen, bevor ich mein Vorgehen schildere.

Für das Medium Film als Beispiel habe ich mich entschieden, weil es eines der einflussreichsten und verbreitetsten Medien ist. Alle Medientypen zu untersuchen, wäre vom Umfang dieser Untersuchung unmöglich gewesen. Zudem hat der Film Vorteile gegenüber Printmedien, da bei diesen Medien die Behinderung und die damit verbundenen Lebens- und Verhaltensaspekte nicht im gleichen Maße „sichtbar“ gemacht werden können. Ebenfalls ausgeschlossen habe ich auch das neue und stetig wachsende Internet. Zum einen ist das Internet relativ unabhängig von konkreten Einflussfaktoren und dadurch sehr subjektiv, wie z.B. Foren von Selbsthilfegruppen oder Blogs. Zum anderen bin ich der Ansicht, dass sich Internetnutzer eher mit dem Thema Behinderung auseinandersetzen, wenn sie danach suchen.

Ich habe in diesem Rahmen den Spiel- und besonders den Kinofilm ausgewählt. Dokumentations-Filme werden bewusst angesehen, um sich über ein Thema zu informieren, während Spielfilme der Unterhaltung dienen und die vermittelten Inhalte unbewusst wahrgenommen werden. Wie bereits erwähnt geht Cloerkes (2007) davon aus, dass direkte Informationsstrategien eher abgelehnt werden, wenn Einstellungen gegenüber dem behandelten Thema bereits bestehen.

Eine weitere Rolle spielt die Tatsache, dass der Zuschauer sich bei Filmen, die er in der Gruppe sieht, also im Kino oder zuhause bei einem Filmabend, mehr über dessen Inhalt reflektiert, als wenn er dies alleine täte. Wobei natürlich nicht ausgeschlossen werden kann, dass ein Zuschauer sich einen Spielfilm auch alleine ansieht.

Die ausgewählten Filme sind zum Großteil in Hollywood produziert worden, da dies der Inbegriff und die in der Welt führende Filmproduktionsstätte (Döhn/Klößner 1979) ist. Viele der Kinofilme, die in Deutschland angesehen werden, stammen von dort. Das hängt unter anderem mit der Bewerbung dieser Filme zusammen, sowie den bekannten Schauspielern (z.B. Sean Penn in „Ich bin Sam“). „Snow Cake“ ist eine Produktion aus Großbritannien und

Kanada, allerdings werden die Hauptrollen von bekannten Hollywood-Schauspielern übernommen.

Einer der Filme ist eine deutsche Produktion. Diesen Film habe ich vorrangig wegen den Darstellern gewählt, die Teil einer Schauspielergruppe von Menschen mit Behinderung sind. „Verrückt nach Paris“ ist der einzige Film in meiner Arbeit, dessen Hauptdarsteller die Behinderung nicht spielen.

Bei der Filmauswahl habe ich nach neueren Filmen gesucht, um die aktuelle Situation zu untersuchen. Der älteste Film ist von 1999, der jüngste von 2006. Alle vier Filme sind Kinofilme. Die drei englischsprachigen Produktionen entnahm ich einer Internet-Datenbank, die eine umfangreiche Sammlung von Filmen mit dem Thema Behinderung hat¹.

Bei der Art der dargestellten Behinderung habe ich mich an meiner ersten studierten Fachrichtung orientiert: zwei Filme behandeln das Thema „geistige Behinderung“ (Ich bin Sam, Verrückt nach Paris), ein Film hat eine Figur, die an der Grenze zwischen Lernbehinderung und geistiger Behinderung steht (Ganz normal verliebt) und die Darstellerin eines Filmes ist Autistin (Snow Cake).

Ich werde die Untersuchung der Filme chronologisch anordnen, beginnend mit dem ältesten. Zu Beginn jeder Filmuntersuchung werde ich einen Überblick über den Inhalt und die Hauptpersonen geben, bevor ich mich der Untersuchung zuwende. Diese beinhaltet verschiedene Punkte. Zum einen werde ich vier Aspekte untersuchen, die auf eine Einstellungsauswirkung abzielen könnten: vermittelte Informationen, Ähnlichkeiten, Bestärkung bestehender Einstellungen und Veränderungsmöglichkeiten. Diese Punkte möchte ich im Folgenden kurz beschreiben:

Vermittelte Informationen

Dieser Punkt knüpft an die These von Tröster (nach Bartmann 2002) an, die von einer Wissens- und Erkenntnisfunktion von Einstellungen ausgeht (vgl. auch Mühl 2000) und davon dass fehlendes Wissen zu falschen Annahmen führen kann. Hierbei werde ich untersuchen, ob und welche Informationen bezüglich einer Behinderung und den damit verbundenen Bedingungen im Film vermittelt werden.

¹ www.disabilityfilms.co.uk

Ähnlichkeiten

Ich untersuche die Darstellung auch auf Aspekte, die Ähnlichkeiten zwischen behinderten und nicht behinderten Menschen aufzeigen könnten. Dies tue ich, um eine Abweichung von der Norm revidieren zu können, bzw. um Bezugs- und Verbindungsmöglichkeiten zu entdecken.

Bestärkung bestehender Einstellungen

Dieser Punkt beschäftigt sich mit negativen Einstellungen, die durch eine bestimmte Darstellung im Film verstärkt werden könnten.

Veränderungsmöglichkeiten

Dieser Untersuchungsaspekt hängt mit dem Vorhergehenden zusammen. In diesem Rahmen möchte ich Aspekte der Darstellung untersuchen, die bestehende negative Einstellungen eventuell verändern oder zumindest den Anstoß über deren Reflexion geben könnten.

Weiterhin werde ich *Vergleiche* zwischen den Personen mit und ohne Behinderung ziehen. Damit möchte ich Beziehungen zwischen den nicht behinderten und den behinderten Figuren aufdecken, um dies als mögliches Abbild realer Verhaltensweisen gegenüber behinderten Menschen heran ziehen zu können. Solche Verhaltensweisen können sowohl Vorbildcharakter haben als auch zur Abschreckung dienen.

Im Unterpunkt *Besonderheiten* möchte ich Beobachtungen festhalten, die sich in keinen der anderen Analysepunkte einfügen lassen, die meiner Meinung nach aber erwähnenswert sind, sowie auf Identifikationsmöglichkeiten des Zuschauers mit einer der Figuren eingehen.

Am Ende der Untersuchungen werde ich versuchen, die Darstellungen den verschiedenen Typen nach Radtke, Garland Thomson und Bartmann zu zuordnen und diese Zuordnungen zu begründen. Dies tue ich, um zu überprüfen, ob solche Einordnungen möglich sind und festzuhalten, wie sich dies auf die Darstellung auswirkt und welche Folgen dieser Aspekt nach sich ziehen kann.

Zum Abschluss jeder Filmuntersuchungen werde ich die wichtigsten Aspekte kurz zusammenfassen.

Abschließend möchte ich noch betonen, dass ich bei der Betrachtung und Analyse der folgenden Filme versucht habe, weitestgehend objektiv zu sein. Da Filme aber die

Gefühlswelt eines Menschen ansprechen, müssen viele Situationen interpretiert werden. Erschwerend kommt hinzu, dass ich durch mein Studium der Sonderpädagogik in gewisser Weise vorgeprägt bin und mein Blick auf Themen der Behinderung gezielter sein wird, als der eines Filmkonsumenten ohne diesen Hintergrund.

In diesem Zusammenhang steht auch noch einmal die Erinnerung, dass die Verarbeitung der Inhalte immer subjektiv ist.

2. „Ganz normal verliebt“

2.1 Filminformationen

Der Film „Ganz normal verliebt“ (englischer Originaltitel: „The other sister“) wurde im Jahr 1999 in den USA produziert. Die Länge des Films beträgt ungefähr 125 Minuten.

Auf der Hülle der Kauf-DVD wird der Film als „Liebesfilm der besonderen Art“ bezeichnet. Thematisch werden hier die ersten Schritte einer jungen Frau in die Eigenständigkeit und die Loslösung vom Elternhaus geschildert.

Der Film greift verschiedene Aspekte des Themas Behinderung und Familie auf, indem er andeutet, wie schwierig die Zeit nach einer Diagnose ist und welche Folgen eine Unterbringung in einer Institution haben kann, zu der man als Angehörige keinen uneingeschränkten Zutritt hat.

Die Hauptrollen in „Ganz normal verliebt“ werden von amerikanischen Darstellern übernommen. Bekannteste Personen sind Diane Keaton als Carlas Mutter Elisabeth und Juliette Lewis. Diane Keaton spielte in den letzten Jahren in vielen Komödien wie „Was das Herz begehrt“. Juliette Lewis spielt die junge Carla, man kennt sie z.B. aus „From Dusk till Dawn“ oder „Gilbert Grape- Irgendwo in Iowa“.

In Carlas und Dannys Fall werden die Behinderungen nur gespielt, beide Darsteller sind Menschen ohne Behinderung.

2.2 Filminhalt

Die Protagonistin in „Ganz normal verliebt“ ist die junge Frau Carla. Carla hat eine Lernbehinderung. Als Kind war ihr Verhalten auffällig und ein Test zeigte, dass sie einen Intelligenzquotienten von 70 hatte. Ihre Eltern beschlossen damals, Carla auf eine entfernt

gelegene Sonderschule mit begrenzten Besuchszeiten zu schicken, wodurch der Kontakt zu den Eltern und den beiden älteren Schwestern verringert wurde. Zehn Jahre später schließt Carla diese Schule ab und kehrt nach Hause zurück.

Da Carla lange Jahre von ihrer Familie getrennt war, wird für beide Seiten das gemeinsame Leben schwer. Carlas Mutter macht sich Vorwürfe, ihre Tochter weggeschickt zu haben und will dies nach ihrer Rückkehr wieder gut machen, indem sie Aktivitäten für sie plant. Daraus entwickelt sich eine Überfürsorge. Carla hat jedoch ihre eigenen Vorstellungen von ihrer Zukunft und möchte diese durchsetzen. Anfangs scheitert sie allerdings an ihrer Mutter.

Diese versucht Carla in ihren Alltag zu integrieren. Doch Carla fühlt sich in der Welt der Wohltätigkeitsveranstaltungen und Country-Clubs nicht wohl und fällt dort durch ihr Verhalten auf. Nachdem sie einen Streit zwischen ihren Eltern mit angehört hat, flieht Carla zurück in ihre alte Schule. Zusammen mit dem Schulleiter kann sie ihre Eltern davon überzeugen, auf eine Berufsschule gehen zu dürfen, um eigenständiger zu werden.

Sie schreibt sich auf einer technischen Berufsschule ein und besucht dort einen Computer-Kurs, den sie im Laufe des Filmes besteht.

Auf dieser Schule lernt sie Danny kennen, einen ebenfalls behinderten jungen Mann. Die beiden werden Freunde und verbringen viel Zeit miteinander. Danny lebt in einer eigenen Wohnung, die von seinem Vater finanziert wird. Neben der Berufsschule hilft er als Assistent in der Marschkapelle einer Universität und verdient etwas Geld, indem er Plätzchen in einer Bäckerei backt. Mit der Zeit kommen sich beide näher und verlieben sich ineinander. Gemeinsam machen sie erste sexuelle Erfahrungen.

Als Carla dann zunehmend selbständiger werden möchte, kommt es erneut zu Konflikten mit ihren Eltern, besonders mit ihrer dominanten Mutter.

Doch Carla kann sich Stück für Stück ihre Freiheit erkämpfen und bekommt eine eigene Wohnung.

Als Danny und Carla jedoch beschließen zu heiraten, ist ihre Mutter strikt dagegen und weigert sich zur Hochzeit zu kommen oder ihrer Tochter bei der Planung zu helfen.

Doch am Ende des Films wendet sich alles zum Guten: Carla heiratet Danny, ihre Mutter ist bei der Hochzeit anwesend und gibt den beiden ihren Segen.

2.3 Hauptpersonen

Ich beschränke mich hierbei auf die drei Figuren, die den größten Einfluss auf die Handlung haben. Das sind Carla und Danny, die als Paar die Thematik dieses Films tragen und Carlas Mutter Elisabeth, die als prägnanteste Gegenfigur zu den beiden agiert. Carlas Vater nimmt

zwar ebenfalls eine wichtige Rolle ein, allerdings erscheint seine Figur eher am Rande und er bezieht nicht klar Stellung in der Problematik des Themas.

Carla

Carlas Behinderung wird im Film zu unterschiedlichen Zeitpunkten anders dargestellt. Während zu Beginn in einer Rückblende erwähnt wird, sie wäre „verhaltensgestört“ und hätte einen Intelligenzquotienten von 70, spricht später im Filmverlauf eine der Schwestern von einer Lern- und Sprachbehinderung. Eine mögliche Ursache ihrer Behinderung wird nicht erwähnt.

Carlas Eltern stammen aus der Oberschicht, sie besitzen ein großes Haus mit Tennisplatz und Pool, ihr Vater ist Zahnarzt, sie sind Mitglieder im Golf- und Country-Club.

Ihre Eltern brachten Carla in eine Sonderschule mit angeschlossenem Internat, nachdem sie einen Jungen die Treppe hinunter gestoßen hatte. Dieser Junge hatte zuvor über sie gelacht und sie „dumm“ genannt.

Auf dieser Schule verbringt Carla zehn Jahre ihres Lebens. Während dieser Zeit entfremdet sie sich zunehmend von ihrer Familie und knüpft Freundschaften zu Mitschülern und Lehrern. Ihre Behinderung sieht man Carla äußerlich nicht an. Sie wirkt sehr selbständig und kommt in unterschiedlichen Situationen gut zurecht, z.B. bei der Einschreibung am ersten Tag der Berufsschule. Carlas eigene Einstellung und eigener Umgang mit der Behinderung wird meist nicht dargestellt. Ausnahme ist ihre Freude über den bestandenen Computer-Kurs, indem sie sagt, dass sie es in „einer normalen Schule, mit normalen Lehrern und richtigen Tests“ geschafft hat. Diese Aussage könnte darauf hinweisen, dass Carla sich ihrer besonderen Behandlung bewusst ist und sich dadurch herausgefordert fühlt, Ziele zu erreichen, die andere ihr aufgrund ihrer Behinderung nicht zutrauen. Sie wirkt nach außen sehr selbstbewusst durch ihr Streben nach Eigenständigkeit und Selbstbestimmung, allerdings ist sie fremden Menschen gegenüber unsicher und fürchtet immer zum Gespött anderer zu werden.

Carla hat fast ausschließlich familiäre Kontakte im Film. Bei ihren Schwestern und ihrem Vater findet sie Verständnis, das Verhältnis zu ihrer Mutter hingegen ist problematisch, da diese versucht, ihre Tochter zu sehr zu beschützen und zu bevormunden. Weiteres Familienmitglied ist die Haushälterin, zu der Carla eine enge Bindung zu haben scheint.

In ihrer früheren Schule war Carla nach Aussage des Schulleiters sehr beliebt und hatte einige Freundschaften. Zuhause hat sie mit Danny nur einen außerfamiliären Kontakt.

Danny

Danny ist einer von Carlas Mitschülern, den sie am ersten Tag kennen lernt. Er lebt im Gegensatz zu ihr bereits in einer eigenen Wohnung, die sein Vater zusammen mit dem Schulbesuch finanziert. Der Hausmeister der Wohnanlage kümmert sich um Danny und verwaltet dessen Geld.

Neben der Berufsschule arbeitet Danny bei einer Marschkapelle und backt Plätzchen in einer Bäckerei. Für seine Arbeit in der Bäckerei erhält er auch etwas Lohn.

Der Lieblingsplatz von Danny ist der Busbahnhof. Er ist fasziniert von den ein- und abfahrenden Bussen und besucht oft die nahe gelegene Bar. Er kennt die Fahrpläne vieler Busse und fährt oft zu Konzerten von Marschkapellen. Diese Musik ist eine weitere seiner bevorzugten Freizeitaktivitäten.

Der Umgang mit seiner Behinderung wird nicht angesprochen, aber Danny leidet an den Einstellungen und dem Verhalten anderer Menschen ihm gegenüber. Als er erneut einen Kurs nicht besteht, bricht er weinend zusammen und klagt, dass die anderen Recht hätten, wenn sie sagen, dass er dumm sei.

Danny hat zu seinem Vater nur über Telefongespräche Kontakt. Im Laufe des Films stellt der Vater die Zahlungen ein, da sein Sohn keine Fortschritte in der Schule macht. Dannys Mutter lebt von ihrem Mann getrennt in Florida, der Zuschauer sieht sie lediglich bei der Hochzeit zu Filmende.

Die fehlenden familiären Kontakte gleicht Danny durch Freunde aus. Er kennt viele Menschen in der Marschkapelle, am Busbahnhof und durch seine Arbeit in der Bäckerei. Sein engster Freund ist der Hausmeister Ernie, der Danny unterstützt und ihm zuhört. Diese Menschen sind es auch, die zu Dannys Hochzeit kommen.

Elisabeth, Carlas Mutter

Elisabeth war ausschlaggebend bei der Entscheidung, Carla in das Internat zu schicken, während ihr Mann die Augen vor den Problemen schloss und zu trinken begann. Als Mutter fiel ihr diese Entscheidung schwer, aber sie begründete das selbst damit, dass es das Beste für ihre Tochter sei und sie dort angemessen gefördert werden könne.

Elisabeth ist sehr darauf bedacht, dass ihre Familie harmonisch und nach außen hin perfekt erscheint. So leugnet sie lange Zeit die Homosexualität ihrer ältesten Tochter, da dies nicht in ihr Weltbild passt.

Nach Carlas Rückkehr bemüht sie sich darum, „alles wieder an ihr gut zu machen“, da Carla so lange von der Familie getrennt leben musste. Ihre Versuche richten sich zunächst nur auf

eine Beschäftigung ihrer Tochter durch Tennisspiele, Analysen von Kunstwerken und Wohltätigkeitsveranstaltungen. Elisabeth glaubt nicht, dass Carla eigenständig leben und entscheiden kann. da jede Situation, „die unerwartet kommt, Carla überfordern würde“. Die Überbehütung ihrer Tochter ist von Schuld- und Angstgefühlen geprägt.

2.4 Analysepunkte

2.4.1 Vermittelte Informationen

Carlas Behinderung wird erst spät festgestellt. Ihr Verhalten beeinflusst die ganze Familiensituation. Die Eltern sind zunächst überfordert und reagieren auf unterschiedliche Weise. Carlas Mutter sucht Hilfe, während ihr Vater versucht die Situation zu leugnen und sich den Alkohol flüchtet. Viele Familien mit behinderten Kindern machen ähnliche Erfahrungen durch. Die Diagnose löst Unsicherheit und Verzweiflung aus, es entstehen Konflikte in der Familie.

Wie viele Menschen mit einer Behinderung lebt Carla einen großen Teil ihres Lebens von ihrer Familie getrennt und besucht eine Sonderschule.

Zu ihrer Behinderung und den damit verbundenen Anforderungen wird zusätzlich nichts erwähnt. Der Schwerpunkt des Films liegt auf der Liebesgeschichte zwischen Carla und Danny und der Loslösung von der Mutter.

2.4.2 Ähnlichkeiten

Am Anfang des Films, als Carla wieder zuhause einzieht, werden die Unterschiede zwischen ihr und ihrer Umwelt gezeigt. Die von der Mutter geplanten Aktivitäten passen überhaupt nicht zu ihr. Sie spielt nicht gerne Tennis und ist mit der Ballmaschine überfordert. Bei der Wohltätigkeitsveranstaltung eines Tierheimes verhält sich Carla nicht so wie die anderen Anwesenden, sondern sie bellt und hechelt mit den Hunden und löst dann zusätzlich noch Unordnung aus, indem sie die Hunde freilässt.

In der Beziehung zwischen dem jungen Paar wird hingegen die Verbindung zu nicht behinderten Menschen hergestellt. Die Beziehung entwickelt sich langsam, indem aus anfänglicher Freundschaft Liebe wird. Die beiden unternehmen gemeinsame Freizeitaktivitäten wie jedes andere Paar auch: sie machen Ausflüge mit dem Fahrrad, gehen spazieren und zum Tanzen.

Danny und Carla machen zusammen erste sexuelle Erfahrungen und bereiten sich gewissenhaft auf ihr erstes Mal vor. Carla möchte damit warten, da sie etwas Angst hat. Ein Gefühl, dass viele Mädchen in dieser Situation haben.

Bestandteil der meisten Liebesfilme ist ein Streit, der zu einer Trennung führt, unter der beide Partner leiden, bis sie sich in einem spektakulären Moment (hier: Dannys Liebeserklärung bei der Hochzeit von Carlas Schwester) wieder versöhnen. Auch der Wunsch nach einem gemeinsamen Zusammenleben und einer Hochzeit spricht gegen ein von der Norm abweichendes Verhalten.

2.4.3 Bestärkung bestehender Einstellungen

Bestimmte dargestellte Situationen könnten negative Einstellungen gegenüber Menschen mit Behinderung bestärken. Diese Einstellungen betreffen vor allem die *Normabweichung* von behinderten Menschen und die dadurch suggerierte „Andersartigkeit“.

Carla ist sich nicht immer bewusst, welche Grenzen bei der gesellschaftlichen Interaktion einzuhalten sind. Am ersten Abend bei ihren Eltern stellt sie ihrer verlobten Schwester die Frage, ob sie und ihr Freund bereits Geschlechtsverkehr hatten. Diese Frage betrifft einen intimen Bereich, der selbst im Kreis der Familie nicht angesprochen werden würde.

Ihre eigene Sexualität bespricht Carla nur mit ihrem Freund Danny. Die beiden spüren irgendwann, dass sie mehr als küssen wollen und sind über diese Gefühle zunächst überrascht: „Da passiert irgendwas mit meinem Körper“, „ein Gefühl, als sollten wir mehr machen als nur küssen“. Solche Erfahrungen machen alle Menschen meist in ihrer Jugend, aber Carla und Danny sind bereits erwachsen, deswegen wirkt diese Situation unbeholfen. Das Paar besorgt sich ein Buch über verschiedene sexuelle Positionen, um gemeinsam die passende für ihr erstes Mal auszuwählen. Auch diese Tatsache könnte eine angenommene Normabweichung betonen, da es so wirkt, als würden die beiden in einem Kochbuch blättern und verschiedene Rezepte markieren. Obwohl die beiden sehr gewissenhaft sind und Danny bei der Familienplanungsstelle Verhütungsmittel besorgt hat.

Die Szene vor ihrem Geschlechtsverkehr wird etwas ins Lächerliche und Lustige gezogen, als Carla den Wunsch nach Musik äußert und Danny Marschkapellenmusik anstellt. Diese Art von Musik würden die meisten jungen Paare in diesem Moment nicht wählen.

Die Behandlung des Themas Sexualität und Behinderung könnte bei einem vorgeprägten Zuschauer auch Anstoß erwecken, da es ein Tabu-Thema darstellt. Einige Menschen können

sich sexuelle Beziehungen besonders von geistig Behinderten nicht vorstellen und würden diese gerne ganz unterbinden, da so eine Fortpflanzung verhindert werden würde.

Eine mögliche Normabweichung könnte auch durch Carlas und Dannys Verhalten repräsentiert werden. Carla beginnt auf der Wohltätigkeitsveranstaltung ihrer Mutter mit den Hunden zu sprechen, zu hecheln und zu bellen, was die Anwesenden von einer erwachsenen jungen Frau nicht erwarten würden.

Danny erklärt Carla am Busbahnhof lange, dass er sich nicht neben sie setzen kann, weil dort schon jemand sitzt, obwohl dieser Platz Dannys Stammplatz ist. Als er das einige Male wiederholt hat, steht der dort sitzende Mann mit einem genervten Gesichtsausdruck auf und entfernt sich.

Als Elisabeth Carla aufklären will, beweist diese ihrer Mutter, dass sie bereits viel darüber weiß. Eine der Sonderschullehrerinnen hat mit den Mädchen gesprochen. Dabei erwähnt Carla, dass die Lehrerin gewarnt hätte, Männer würden „Mädchen wie uns“ häufig ausnutzen. Damit wird darauf hingedeutet, wie groß die Gefahr eines sexuellen Missbrauchs bei Frauen und Mädchen mit geistiger Behinderung sein kann. In diesem Rahmen wurde Carla beigebracht, sich zu wehren und „Nein“ zu sagen. Dieser durchaus ernste Aspekt wird dann wieder aufgelockert, als Elisabeth wissen möchte, was diese Lehrerin ihrer Tochter noch erzählt hat. Daraufhin antwortet Carla: „Klebt eure Kaugummis nicht immer unter die Bänke!“ Carla scheint sich folglich der Ernsthaftigkeit und Bedeutung des zuvor besprochenen Themas nicht bewusst zu sein. Außer der Lehrerin gibt es keinen offensichtlichen Bezugspunkt zwischen den beiden Themen. Ein Zuschauer könnte nun annehmen, dass Carla überhaupt nichts von dieser Angelegenheit versteht und wie ein Kind denkt.

Ein bestimmter Stereotyp wird durch Dannys und Carlas Tollpatschigkeit erfüllt. Sie stoßen Dinge um oder rennen gegen andere Leute. Dazu gehört auch die Szene, in der Danny Carla zu seiner festen Freundin möchte. Die beiden schauen einen Film, während Carla Kekse isst. Als das Ende des Films sich als Happy-End herausstellt, freut Carla sich so sehr, dass sie den Keksteller fallen lässt. Die Kekse liegen nun auf ihr verteilt, aber das stört sie überhaupt nicht.

Diese Szene gehört auch zu einer Reihe von Darstellungen, die eine bestehende Annahme bestärken könnten, dass Behinderte wie Kinder sind. Danny fragt Carla, ob sie seine Freundin

sein möchte. Solche Fragen werden eher im Kindes- und Jugendalter gestellt. Und als Carla zusagt, legt Danny den Arm um sie.

Das Paar drückt seine Gefühle auch meist überschwänglicher aus, als Erwachsene das - zumindest im Beisein anderer- in der Regel tun. Bei der Nachricht, dass Carla eine eigene Wohnung bekommen soll, jubeln die zwei, klatschen in die Hände und hüpfen auf und ab.

An Halloween tragen Danny und Carla eher unkonventionelle Kostüme. Beide haben ein Ganz- Körper-Tier-Kostüm, Carla einen Schwan und Danny einen Hund. Diese Art von Kostümen wird eher von Kindern getragen.

Eine der Szenen zu Beginn des Films könnte die Einstellung verstärken, dass Menschen mit Behinderung gefährlich sind. Carla stieß als kleines Mädchen einen Jungen die Treppe hinunter, der sich daraufhin verletzte. Dieser Junge hatte Carla zuvor verspottet und als dumm bezeichnet. Dennoch ist ihre Reaktion für viele wahrscheinlich nicht nachvollziehbar, da sie damit absichtlich dem Jungen Leid zu gefügt hat.

2.4.4 Veränderungsmöglichkeiten

Einige der dargestellten Szenen rücken andere Aspekte und Blickpunkte auf Behinderung in den Vordergrund, die eventuell nicht mit bestehenden Einstellungen zusammenpassen und neue Sichtweisen eröffnen können.

Zum einen wird gezeigt, wie sehr behinderte Menschen leiden können, weil sie den Erwartungen anderer nicht gerecht werden oder nicht in gleichem Maße akzeptiert werden. Carla wirkt sehr selbstbewusst und selbst bestimmt, aber ihre größte Angst ist, von anderen Menschen ausgelacht zu werden. Dies hat sie bereits in der Kindheit erfahren und wurde dadurch geprägt. Danny weiß, dass man von ihm denkt, er wäre dumm und versucht alles, um das Gegenteil zu beweisen. Da er an der Berufsschule erneut scheitert, sieht er darin die Bestätigung für die Geringschätzung anderer. Er leidet darunter, dass er keine Freunde an der Schule hat: „Carla ist die einzige, die mit mir spricht und mich als Mensch sieht.“

Obwohl Carlas Mutter ihrer Tochter einiges an Fähigkeiten abspricht, verteidigt sie ihre Tochter gegenüber anderen. Der Immobilienmakler, der bei der Suche nach einer Wohnung hilft, erwähnt, dass die meisten Vermieter nicht an „Menschen wie Carla“ vermieten möchten, aus Angst vor Unzuverlässigkeit und Unvorsichtigkeit. In diesem Moment tritt Elisabeth für ihre Tochter ein und bewirkt, dass sie eine Wohnung mieten kann.

Carla wehrt sich auch zunehmend gegen die Bevormundung durch ihre Mutter. Sie begründet Danny gegenüber ihren Wunsch nach einer Arbeitsstelle mit dem Argument: „Wenn ich für mich selber Sorge, kann ich zu meinen Eltern sagen: lasst mich in Ruhe.“ Das zeigt auch, dass Menschen mit einer Behinderung den Wunsch haben, eigenständig und selbst bestimmt zu leben und dazu auch in der Lage sind.

2.5 Vergleich zwischen behinderter und nicht behinderter Person

Ich werde bei diesem Film die behinderte Protagonistin Carla mit ihrer nicht behinderten Mutter Elisabeth vergleichen. Elisabeth ist eine der primären Bezugspersonen ihrer Tochter und die Beziehung der beiden ist eine der Hauptproblematiken des Films.

Carla

Carla wird von ihrer Mutter als schutzbedürftig angesehen und bevormundet. Gegen diese Behandlung wehrt sich Carla von Beginn an. Sie kann auf ihrer Meinung bestehen und sie durchsetzen. Sie hat eigene Vorstellungen von ihrem Leben nach dem Abschluss. Dass ihre Familie nicht sehr darin eingebunden wird, liegt wahrscheinlich daran, dass Carla so lange von ihnen getrennt war und dadurch keine sehr enge Bindung zu ihnen hat.

Sie ist meist ungezwungen und gefühlsbetont.

Elisabeth

Elisabeth wirkt im Vergleich zu ihrer Tochter konservativer und mehr an gesellschaftlichen Vorgaben orientiert. Ihr Handeln begründet sie gegenüber ihrem Ehemann auch damit, dass Eltern danach beurteilt werden, was aus ihren Kindern wird und wie sie sich in der Welt behaupten und nicht danach, was für Menschen aus den Kindern werden und was diese denken.

Elisabeth steht als Beschützerin über ihrer Tochter, die sich versucht, aus diesem Schutz und der damit einhergehenden Unselbständigkeit zu lösen.

Die Beziehung der beiden

Gleich nach Carlas Heimkehr übernimmt Elisabeth die Rolle einer „Über-Mutter“. Sie möchte nicht, dass Carla eigene Entscheidungen trifft, sondern bestimmt ihren Tagesablauf und die Freizeitaktivitäten. Den Wunsch ihrer Tochter, eine weiterführende Schule zu besuchen, ignoriert sie zunächst vollkommen.

Sie glaubt, dass ihre Tochter nicht weiß, was das Richtige für sie ist. Carla scheint in ihren Augen noch keine Erwachsene zu sein, sondern noch ein Kind. Elisabeth versucht Carla einzureden, keinen Geschlechtsverkehr zu haben und will körperliche Nähe zu Danny unterbinden. Als ihre Tochter sie bittet, ihr zu zeigen, wie man langsam tanzt, entgegnet ihre Mutter, bei einem langsamen Lied sollten sich die beiden etwas zu Trinken holen.

Ihre übervorsichtige Mutter verteilt in Carlas Wohnung Warnschilder und Feuerlöscher, aus Angst, etwas könnte passieren.

Die Beziehung der beiden wird zum ersten Mal etwas aufgelockert, als Elisabeth ihrer Tochter das Tanzen beibringt. Die Beiden lachen zusammen und haben offensichtlich Spaß.

Aber eine Veränderung des Verhältnisses wird erst durch den Bruch erreicht, der sich vor Carlas und Dannys Hochzeit ereignet, als Elisabeth sich den beiden entgegen stellen will.

Dabei wirft Carla ihrer Mutter vor, dass sie nicht weiß, wer ihre eigene Tochter ist.

Erst durch diesen Streit ändert sich Elisabeths Einstellung und sie akzeptiert ihre Tochter scheinbar als erwachsene, unabhängige Frau.

2.6 Besonderheiten

Ein Aspekt, der mir aufgefallen ist, ist die Benennung des Films. Der deutsche Titel „Ganz normal verliebt“ könnte suggerieren, dass eine Liebe zwischen Menschen mit Behinderung nicht „normal“ ist. Auf der anderen Seite könnte dieser Titel auch genau das Gegenteil belegen, indem er deutlich machen will, dass es keine Unterschiede gibt zwischen der Liebe von behinderten und nicht behinderten Menschen. Allerdings ist so etwas fast unmöglich zu beweisen, weil es unterschiedliche Arten von Liebe gibt, die von einer Behinderung unabhängig sind.

Der deutsche Titel lässt sich aus dem englischen Originaltitel nicht ableiten. „The other sister“ betont einen völlig anderen Aspekt der Geschichte. Statt die Liebesgeschichte zwischen Danny und Carla zu betonen, wird dabei der Blick auf die Familienbeziehung gelenkt. Das Wort „other“, „andere“, wiederum bringt eher das Thema Anderssein und damit von der Norm abweichend zum Ausdruck.

Ein Detail des Films, das nicht weiter ausgeführt wird, möchte ich hier noch erwähnen: In Carlas Wohnung hängt neben der Tür eine Check-Liste, auf die ihre Mutter hinweist. Darauf stehen Dinge, auf die Carla vor dem Verlassen der Wohnung achten soll. Interessant hierbei ist, dass neben dem Gas abdrehen und den Fenstern schließen, auch das Abspülen der Toilette

vermerkt wird. Das ist eine Tätigkeit, die Carla vermutlich auch ohne Erinnerung nach jedem Toilettengang erledigen würde. Dieser Vermerk könnte zeigen, wie sehr Elisabeth an der Selbstständigkeit ihrer Tochter zweifelt und auch ausdrücken, dass Menschen mit Behinderung oft nicht einmal eine einfache, von Kindheit an erlernte Handlung zugetraut wird.

Eindeutige Identifikationsfiguren gibt es meiner Ansicht nach in diesem Film nicht. Die Erzählung ist sehr objektiv, Gefühle und Gedanken erfährt der Zuschauer durch Erzählungen der Personen. Rückblenden werden ebenfalls meist aus einer objektiven Sicht wiedergegeben. Carlas Gefühle sind zwar gut nachvollziehbar, da die Bevormundung durch ihre Mutter deutlich zum Ausdruck gebracht wird. Allerdings könnten ihre Verhaltensweisen eher auf Unverständnis stoßen, da die Beweggründe zu selten geschildert werden.

Auch Carlas Mutter dient nicht unbedingt als Identifikationsmöglichkeit, da sie zu schnell über den Kopf ihrer Tochter hinweg entscheidet und oft zu uneinsichtig wirkt, um genug Sympathie für eine Identifikation zu sammeln.

2.7 Versuch einer Zuordnung zu einem Einteilungstyp

Die beiden Hauptpersonen mit Behinderung sind keinem der Darstellungstypen, die ich im Teil Behinderung und Medien aufgeführt habe, eindeutig zu zuordnen. Die Personen nehmen verschiedene Rollen im Laufe des Films ein. Diese werde ich im Folgenden schildern:

Rührselige Darstellung nach Garland Thomson/ Rolle des Bettlers nach Radtke

Sowohl Carla als auch Danny könnten in einigen Szenen Mitleid und den Wunsch nach Unterstützung hervorrufen. Carla muss gegen die Bevormundung ihrer Mutter ankämpfen, während Danny Unterstützung gegenüber anderen Menschen braucht. Bei der Einschreibung drängeln sich Schüler in der Warteschlange vor, da Danny völlig vertieft in die Musik aus seinem Walkman ist. Einige Mitschüler stecken Kaugummi in Dannys Fahrradhelm.

Eine weitere Szene, die Mitleid hervorrufen kann, ist die öffentliche Liebeserklärung des betrunkenen Danny im Country-Club, als die Anwesenden ihn auslachen.

Opferrolle nach Bartmann

Die zuvor beschriebenen Aspekte weisen auch auf eine Opferrolle der beiden hin. Carlas Unwissenheit wird im Kaufhaus ausgenutzt, als ihr bei einem Gratis-Make-Up nicht vorher mitgeteilt wird, dass nur eine Hälfte des Gesichtes geschminkt wird.

Charakterstarker Typ nach Bartmann

Besonders Carla zeigt viele positive Stärken. Diese beziehen sich jedoch nicht auf die Bewältigung des Lebens mit Behinderung, sondern vielmehr auf das Leben ohne ihre Eltern. Sie besitzt Selbstvertrauen in ihre Fähigkeiten und eine starke Durchsetzungskraft.

Carla und Danny kämpfen für ihre Liebe und ihre gemeinsame Zukunft.

Trottel

Einige Szenen stellen die Tollpatschigkeit und Ungeschicklichkeit der beiden heraus. Carla kommt z.B. beim Tennis-Training nicht mit der Ballmaschine zurecht. Danny stolpert bei der Einschreibung und stößt gegen andere Schüler.

Die Darstellung von verschiedenen Typen kann meiner Ansicht nach allerdings realitätsnah sein, da Menschen nie nur eine Rolle einnehmen, sondern unterschiedliche Fähigkeiten und Verhaltensweisen in unterschiedlichen Situationen zeigen.

2.8 Zusammenfassung der Ergebnisse

Der Film „Ganz normal verliebt“ vermittelt wenig Information über Carlas und Dannys Behinderung oder die damit verbundenen Lebensumstände. Jedoch wird die problematische Situation innerhalb einer Familie mit einem behinderten Familienmitglied nachvollziehbar geschildert.

Durch die Liebesbeziehung der beiden Protagonisten zeigt der Film Gemeinsamkeiten und Verbindungen zu Menschen ohne Behinderung. Gleichzeitig können allerdings bestehende Einstellungen durch die Kindlichkeit von Carla und Danny sowie ihrem von der Norm abweichenden Verhalten bestärkt werden. Diesen Einstellungen stehen zwei Aspekte entgegen, die eine Veränderung anstoßen könnten: zum einen die Sicht der behinderten Personen, die unter den Vorurteilen und dem Verhalten ihrer Umwelt leiden, zum anderen ihr offensichtlicher Wille, gegen diese Vorurteile anzukämpfen.

Prägnant wird hier Carla in der Rolle des Schützlings gezeigt, der sich gegen die Bevormundung einer Mutter wehrt.

Eine eindeutige Identifikationsfigur fehlt in nach meinem Ermessen in diesem Film.

Der Darstellungstyp setzt sich aus verschiedenen Aspekten zusammen: der *rührseligen Darstellung/ dem Bettler, der Opferrolle, des Trottels*, aber auch des *charakterstarken Typs*.

3 „Ich bin Sam“

3.1 Filminformationen

Der Film „Ich bin Sam“ (englischer Originaltitel: „I am Sam“) wurde im Jahr 2001 in den USA produziert. Die Originallänge des Filmes beläuft sich auf ungefähr 128 Minuten. „Ich bin Sam“ lässt sich in das Filmgenre „Drama“ einordnen.

Der Film beschäftigt sich mit dem Thema Sorgerechtskampf, welcher durch die Behinderung des Vaters verschärft wird.

Die Figur des Sam wird von Sean Penn dargestellt, einem Hollywood-Schauspieler, der auch als Regisseur bekannt ist. Sean Penn spielt Sams Behinderung, er selbst ist nicht behindert.

Die Rolle von Sams Anwältin übernimmt Michelle Pfeiffer, ebenfalls eine bekannte Schauspielerin aus Hollywood.

3.2 Filminhalt

Sam ist ein Mann mit einer geistigen Behinderung. Er hat eine bezahlte Arbeitsstelle bei einer Kaffee-Kette, lebt in einer eigenen Wohnung und hat einen festen Freundeskreis aus Menschen, die ebenfalls behindert sind.

Eines Abends gewährt er einer Obdachlosen Unterschlupf, die einen Platz zum Schlafen sucht. In dieser Nacht zeugen die beiden ungewollt ein Kind. Neun Monate später wird Sam ins Krankenhaus gerufen, wo er seine Tochter in Empfang nimmt. Er tauft sie auf den Namen Lucy Diamond, da er ein großer Beatles-Fan ist: der Name basiert auf dem Titel „Lucy in the Sky with Diamonds“. Beim Verlassen des Krankenhauses läuft Lucys Mutter davon und lässt Sam mit dem neugeborenen Kind alleine.

Sam versucht zunächst ohne Hilfe mit der Situation zurecht zu kommen. Aber er weiß nichts über die Ess- und Schlafgewohnheiten eines Säuglings und sucht Rat bei seiner Nachbarin Annie. Sie ist es auch, die dann Lucys Betreuung übernimmt, während Sam arbeitet.

Sam und Lucy verbringen viel Zeit miteinander und scheinen ein glückliches Leben zu führen. Sam beantwortet alle Fragen, die seine Tochter ihm stellt, auch wenn diese Antworten nicht richtig sind: „Aus was ist Senf gemacht?“ - „Gelber Ketchup.“

Als Lucy eingeschult wird, beginnt sich ihr Verhältnis zu verändern. Sie ist ein aufmerksames Mädchen und lernt schnell. Bald kann sie besser lesen als ihr Vater, verbirgt dies aber vor ihm. Sam ist sehr stolz auf seine Tochter und erfüllt alle Pflichten als Vater (Elternabende, Besuchstage).

Lucy Lehrerin tritt dann an Sam heran, um ihm mitzuteilen, dass das Jugendamt sich mit der Schule in Verbindung gesetzt hätte. Sams kognitive Leistungen entsprächen denen eines Siebenjährigen und die zu diesem Zeitpunkt Siebenjährige Lucy würde ihm kognitiv bald überlegen sein.

Zu dieser Zeit beginnt Lucy, sich in Situationen unwohl zu fühlen, in denen Sams abweichendes Verhalten von dem anderer Väter deutlich wird.

Das Jugendamt nimmt Lucy unter seine Obhut und Sam muss vor Gericht um das Sorgerecht kämpfen. Die von ihm ausgewählte Anwältin Rita lehnt zunächst den Fall ab, nimmt ihn dann aber aus Prestige-Gründen doch an. Im Laufe der Gerichtsverhandlung öffnet sich Rita zunehmend und freundet sich mit Sam an.

Sam verliert den Streit um das Sorgerecht und Lucy kommt zu einer Pflegefamilie. Doch ihr Vater sucht sich eine Wohnung in ihrer Nähe und eine neue Arbeit als Hundesitter. Lucy flieht nachts oft aus dem Fenster, um ihren Vater zu sehen, bis ihre Pflegemutter die Entscheidung trifft, dass Lucy bei ihrem Vater am besten aufgehoben ist.

Am Ende des Films sieht man die glückliche Lucy bei einem Fußballspiel mit ihrem Vater als Schiedsrichter und der Pflegefamilie im Publikum. Es wird nicht aufgelöst, ob die Beteiligten zu einem Kompromiss gekommen sind oder Lucy wieder bei Sam lebt.

3.3 Hauptpersonen

Die wichtigsten Personen in diesem Film, die ich in einem der folgenden Kapitel auch miteinander vergleichen werde, sind Sam und seine Tochter Lucy, sowie Sams Anwältin Rita.

Sam

Sam ist ein geistig behinderter Mann, der in einem Heim aufwuchs. Seine Mutter war krank und der Vater hatte die Familie nach Sams Geburt verlassen. Bei der Gerichtsverhandlung bezeichnet ihn ein Gutachter als „geistig zurückgeblieben, neigt zum Autismus“. Als

Erwachsener lebt er in einer eigenen Wohnung und verdient Geld. Er hat mehrere Freunde, die ebenfalls behindert sind und mit denen er viel unternimmt. Er ist sehr offen und freundlich anderen Menschen gegenüber, was sich unter anderem darin zeigt, wie beliebt er auf seiner Arbeitsstelle ist.

Er ist weitgehend selbstständig, kann aber auf die Hilfe seiner Nachbarin Annie zurückgreifen.

Sam beherrscht grundlegende schulische Fähigkeiten: er kann etwas lesen und schreiben, addieren und mit Geld umgehen. Als großer Fan der Beatles besitzt er ein umfangreiches Wissen über alles, was mit dieser Musikgruppe zusammenhängt.

Er ist ein liebevoller Vater, der versucht, Lucy alles zu geben, was sie braucht. Gleichzeitig befürchtet er, Fehler als Vater zu machen.

Obwohl Sam es bis auf eine Ausnahme nie erwähnt, weiß er, was andere Menschen von ihm denken und wie sie ihn einschätzen: „Sam kann kein Essen bestellen“, „Sam kann nicht bezahlen“, „Sam kann nicht auf Lucy achten“. Er fühlt sich gegenüber der Meinung der anderen hilflos und sieht deswegen bei der Gerichtsverhandlung auch keine Chance, seine Tochter wieder zu bekommen.

Lucy

Lucy ist ein aufgewecktes und fröhliches Mädchen. Die Behinderung ihres Vaters wird erst spät ein Thema, indem sie Vergleiche zwischen Sam und den Vätern von Mitschülern anstellt. Doch dann beginnt sie sich unwohl zu fühlen und sich vor anderen zu schämen, als sie die Reaktionen anderer auf Sam beobachtet.

Trotzdem liebt Lucy ihren Vater und möchte bei ihm leben. Sie gibt sich die Schuld an ihrer Trennung und ist bereit, vor Gericht zu lügen, um ihren Vater positiver darzustellen.

Sie wird mit zunehmendem Alter vernünftiger und nimmt gegenüber Sam eher die Rolle eines Erwachsenen ein. Außerdem versteckt sie eigene Leistungen zugunsten ihres Vaters, z.B. beim Lesen von Büchern, die Sam nicht kennt und ihr nicht vorlesen kann.

Rita

Die Anwältin Rita ist in ihrem Beruf sehr erfolgreich und verdient viel Geld. Sie lebt in einem großen Haus mit ihrem Sohn, der ungefähr Lucys Alter hat. Nach außen wirkt sie kalt und berechnend, sie will Sam zunächst loswerden, da er nicht genug Geld zahlen kann. Um im Ansehen ihrer Kollegen zu steigen, bietet sie Sam jedoch kostenlos ihre Dienste an.

Im Laufe des Films zeigt Rita immer deutlicher, dass sie mit ihrer privaten Situation überfordert ist. Ihr Sohn fühlt sich von ihr vernachlässigt und sie hat keinen Zugang zu ihm. Sie behandelt Sam zunächst wie ein Kind, bevor sie zunehmend sensibler seiner Lage gegenüber wird und nachzuvollziehen beginnt, wie er fühlt.

3.4 Analysepunkte

3.4.1 Vermittelte Informationen

Über Sams Lebensbedingungen aufgrund seiner Behinderung wird wenig erzählt. Angedeutet wird, dass seine Mutter mit ihm überfordert war und er deshalb in ein Heim kam.

In diesem Zusammenhang wird auch über die psychiatrischen Gutachten gesprochen. Diese Gutachten dienten der Diagnose von Sams Behinderung und führten in seiner Erinnerung unmittelbar zum Heimaufenthalt. Bei seinem zweiten psychiatrischen Besuch im Rahmen der Verhandlung ist Sam deswegen auch sehr nervös, da er nur unangenehme Erfahrungen damit verbindet.

Sam besitzt keine engen sozialen Kontakte zu anderen Menschen, außer seiner Nachbarin und seinen Freunden. Dies spiegelt in gewisser Weise die Realität wider, in der Menschen mit Behinderung selten Beziehungen zu nicht behinderten Menschen führen.

Ein weiterer Aspekt, der mit Sams diagnostizierten autistischen Zügen zusammenhängt, ist das Detailwissen über die Beatles. Einige Autisten zeigen Sonderleistungen in bestimmten Gebieten, wie dem Gedächtnis (Kehrer 1989). Damit vergleichbar ist das umfassende Filmwissen von einem der Freunde Sams.

3.4.2 Ähnlichkeiten

„Ich bin Sam“ zeigt in einigen Szenen die Gemeinsamkeiten von Menschen mit und ohne Behinderung.

Bei der Geburt seiner Tochter ist Sam überwältigt und sprachlos, hier ist er in der Rolle des Vaters über seine Behinderung hinweg zu sehen. Damit zusammen hängt die Veränderung in seinem Leben durch das Baby. Zuerst ist er überfordert, z.B. mit den Essgewohnheiten und -zeiten. Sehr gut nachvollziehbar ist auch seine Unsicherheit, als er im Supermarkt Windeln kaufen möchte und sich im riesigen Angebot nicht zurecht findet. Seine Vaterschaft bringt auch Probleme im Beruf mit sich. Wie jeder allein erziehende Elternteil muss er einen Weg finden, Kind und Arbeit miteinander zu vereinbaren. Dafür braucht er eine Tagesbetreuung für Lucy, welche die Nachbarin Annie übernimmt.

Sams Freizeitaktivitäten sind ganz alltägliche, wie etwa der wöchentliche Videoabend mit seinen Freunden und die Zeit, in der er mit Lucy spielt. Er liest ihr auch vor, kennt allerdings nur ein einziges Buch.

Die Machtlosigkeit gegen das Jugendamt wird zwar durch seine Behinderung betont, aber wäre auch gut ohne sie denkbar. Die meisten Menschen kennen sich in den Gesetzen nicht so sicher aus, dass sie ohne Hilfe gegen Ämter und Institutionen vorgehen können.

Sam äußert wie die meisten Eltern seine Sorge um Lucys Zukunft. Er möchte, dass Lucy „klug wird“ und damit Erfolg im Leben hat. Und wie viele Eltern hat auch Sam Angst Fehler in seiner Rolle als Vater zu machen.

3.4.3 Bestärkung bestehender Einstellungen

Einige Aspekte in der Erfüllung seiner Vaterrolle könnten die Normabweichung von Sam bestätigen. Zunächst einmal die Unwissenheit, die Sam als frischgebackenen, allein erziehenden Vater befällt. Diese Phase ist Teil eines Prozesses, den Eltern durchleben, aber da Sam niemanden hat, der ihn dabei unterstützt, fällt das Fehlen dieser Kompetenzen verstärkt auf. Von Annie erfährt er, dass ein Baby alle zwei Stunden essen muss und die Nachbarin ist es auch, die einen Fütterplan erstellt. Dieser orientiert sich nicht an Uhrzeiten, sondern an Fernsehserien, die im Abstand von zwei Stunden laufen.

Auch die Probleme, die Sam mit seinem Beruf und der Sorge um das Kind hat, wirken eher lächerlich, da er anfangs Lucy mit zur Arbeit nimmt und ungeschickt ist, weil er sie im Tragesitz um seinen Bauch geschnallt hat.

Auf Lucys viele Fragen, gibt er Antworten, die nicht richtig sind und die ein Erwachsener wahrscheinlich nicht geben würde.

Als Sam Lucy Schuhe für die Schule kaufen möchte, hat er nicht genug Geld mit. Er konnte sich vorher nicht vorstellen, wie teuer solche Schuhe sind. Seine Freunde und er legen ihr Geld zusammen, um die Schuhe bezahlen zu können. Im Anschluss an den Schuhkauf erhält jeder von ihnen einen Luftballon, etwas, dass Erwachsene nicht bekommen würden. Dass diese Szene nicht lächerlich wirkt und überbetont wirkt, dafür sorgt ihre Darstellung, auf die ich später genauer eingehen werde. Am Abend vor Lucys Einschulung würde Sam seine Tochter lange aufbleiben lassen und ihr vorlesen, aber Lucy möchte an ihrem ersten Schultag nicht zu müde sein. Diese Situation würde man mit anders verteilten Rollen erwarten: das Kind, das so nervös und aufgeregt ist vor dem ersten Schultag und deswegen nicht ins Bett möchte und der Vater oder die Mutter, die es ins Bett schicken, damit es am nächsten Tag ausgeschlafen ist.

Lucy zuliebe besucht Sam ein anderes Lokal, da sie sonst immer in demselben essen. Dort fühlt sich Sam unwohl und bestellt auf seine Essenbestellung, obwohl diese nicht auf der Karte steht, bzw. einen anderen Namen als in seinem Stammlokal hat. Er wird laut und bringt dadurch Lucy in eine unangenehme Lage. Einige Menschen könnten in ihrer Meinung bestärkt werden, dass Menschen mit Behinderung sich durch ihr „Anderssein“ in der Öffentlichkeit nicht gesellschaftlich angemessen verhalten können.

Im Rahmen der Gerichtsverhandlung fällt Sams Verhalten auf und kann dadurch ebenfalls eine Einstellung verstärken, die von einer Normabweichung geprägt ist. Sam ist sehr unsicher, da die Situation ihm nicht vertraut ist. Er zeigt dies in erhöhtem Maße durch seine Unruhe, die gehetzten Blicke und die fehlende Beteiligung am Geschehen. Er wirkt mehr wie jemand, der passiver Zuschauer der Verhandlung ist und nicht als einer der aktiv beteiligten Personen. Er verhält sich nicht, wie man es vor Gericht erwartet. Er winkt seinen Freunden zu, umarmt spontan eine Zeugin und unterbricht andere Personen.

Auch seine Freunde fallen dort auf, indem sie Schilder mitbringen, auf denen steht: Befreit Lucy Dawson. Diese Handlung wirkt im Zusammenhang eines Sorgerechtsstreits unpassend, zumal es Erwachsene sind, die so handeln.

Die Auswahl des Anwaltes folgt auch keinen gesellschaftlichen Erwartungen. Sam und seine Freunde entscheiden sich für Rita, weil sie die schönste Anzeige in der Zeitung hat.

Rita sucht nach Zeugen, die vor Gericht für Sam aussagen können und befragt seine Freunde nach Sams Vaterqualitäten. Die Antworten sind für Rita jedoch unbrauchbar: „weil er sehr gerne Grünzeug mag“ ist ein Beispiel hierfür, obwohl dahinter die positive Aussage steht, dass Sam Gemüse isst und sich somit gesund ernährt.

3.4.4 Veränderungsmöglichkeiten

Der Film stellt einige Aspekte heraus, die eine andere Sichtweise auf Sam und seine Freunde eröffnen.

Bei ihrem Videoabend steht eine der Mütter von Sams Freunden vor der Tür. Sie hat ihren Sohn zu Sam gefahren und fragt, ob die Männer noch etwas bräuchten. Ihr Sohn ist peinlich berührt und schickt sie weg, woraufhin die Frau entgegnet, sie warte dann im Auto. In dieser

Situation wird deutlich, wie sehr ein erwachsener Mensch mit Behinderung bevormundet werden kann und wie schwer es ihm fällt, sich daraus zu lösen.

Sam handelt manchmal nicht wie es von einem Vater erwartet wird, aber er gibt sich Mühe und tut alles für seine Tochter. Auch die unpassenden Antworten auf Lucys Fragen sind ein Zeichen für Sams Bemühen, der ihr immer antwortet und nie entnervt wegen der vielen Fragen ist.

Besonders im Vergleich zu anderen wird Sams soziales und einfühlsames Potenzial hervorgehoben. Bei einem Besuchstag in der Schule stellt jeder Schüler eine Insektenart vor. Lucy ist dabei sehr sicher, stockt trotzdem an einer Stelle. Aber Sam blickt sie so voller Stolz an und sagt, dass es sehr schwer ist so viel zu behalten. Daraufhin fällt Lucy alles wieder ein. Danach präsentiert einer von Lucys Mitschülern sein Insekt. Der Vater des Jungen trägt einen Anzug, was wahrscheinlich zeigen soll, dass dieser Mann ein viel beschäftigter Geschäftsmann ist. Sein Sohn ist im Vergleich zu Lucy sehr unsicher und weiß an einigen Stellen in seinem Vortrag nicht weiter. Der Vater verbessert ihn immer wieder und tadelt den Jungen wegen seines Unwissens. In dieser Szene wird deutlich, dass eine Behinderung nichts darüber aussagen kann, wie sehr man sein Kind liebt und unterstützt. Sam ist hier das genaue Gegenteil zu dem anderen Vater: nach außen hin nicht so erfolgreich und dadurch gesellschaftlichen Anforderungen entsprechend, aber dafür geduldig und liebevoll gegenüber seiner Tochter. Natürlich ist auch der Umkehrschluss nicht universell anwendbar, dass ein erfolgreicher Mensch kein guter Vater ist. Aber in Filmen werden solche Tatsachen oft überspitzt dargestellt.

Der Zuschauer kann auch Sams Bevormundung im Verhalten seiner Anwältin und das seines Chefs spüren. Sams Arbeitgeber sorgt zwar für ihn, aber seinen Wunsch, beruflich mehr zu leisten, als die Aufräumarbeiten, übergeht er bis zum Schluss.

Rita interessiert sich anfangs nicht für Sam. Als er von seinem Problem berichtet, telefoniert sie nebenbei und schenkt ihm kaum Aufmerksamkeit. Als sie mit ihrem Mandanten die Befragung übt, bittet sie Sam nicht mit den Augen nach oben zu schauen, wenn er nachdenkt, weil er dann „so dumm aussieht“. Eine Bemerkung, die sehr verletzend und diskriminierend ist.

3.5 Vergleich zwischen behinderter und nicht behinderter Person

Zuerst werde ich Sam und seine Tochter Lucy miteinander vergleichen.

Sam nimmt im Rahmen seiner Rolle als Vater nie eine eindeutige Position als Autoritätsperson ein, bzw. wird dies nicht gezeigt. Lucy und er scheinen eine einfache Beziehung zu führen, ohne dass Sam eine höhere Position als seine Tochter einnehmen würde. Als sie älter wird, zeigt sich immer mehr, dass Lucy die Rolle des Erwachsenen und Elternteils einnimmt. Sie zeigt sich zum Teil vernünftiger (Beispiel: Schlafenszeit) und nimmt sich selbst zugunsten ihres Vaters zurück. So versteckt sie lange ihre Lesefähigkeiten, weil diese die von Sam übersteigen.

Im Gegensatz zu ihrem Vater wird ihr die Behinderung mit zunehmendem Alter deutlicher bewusst. Sie stellt Sam die Frage, ob Gott gewollt hat, dass ihr Vater so ist oder ob das ein Versehen gewesen sei. Als Sam diese Frage nicht versteht, erläutert Lucy sie damit, dass er nicht so ist „wie andere Daddys“. Lucy empfindet ihren Vater als anders und hat bereits zwischen ihm und anderen verglichen. Sam bezieht diese Aussage aber nicht direkt auf seine Behinderung, sondern entschuldigt sich, obwohl er ja keine Schuld daran trägt.

Lucy nutzt Sams Naivität aus, als sie aus der Obhut des Jugendamtes flüchtet und Sam erzählt, den beiden sei ein Ausflug erlaubt worden. Sie ist auch bereit, vor Gericht zu lügen. Aber Sam ist ehrlich und will dies auch seiner Tochter weitergeben.

Am Ende des Films ist das Ungleichgewicht der beiden ein Stück weit aufgehoben. Lucy ist immer noch die treibende Kraft, die versucht, einer Trennung von ihrem Vater entgegen zu wirken und nachts zu ihm flüchtet. Doch Sam ist bewusst, dass dies keine Möglichkeit ist, Lucy wieder zurück zu bekommen und zeigt in dieser Lage das erwartete Verhalten, indem er sie immer wieder zu den Pflegeeltern zurück bringt.

Rita und Sam bilden ein klares, gegensätzliches Paar in diesem Film.

Sam ist ein sehr offener Mensch, freundlich und sehr emotional, auch was die Empathiefähigkeit betrifft. Rita dagegen wird von Anfang an als kalt und herrisch präsentiert. Sie behandelt ihre Sekretärin so schlecht, dass diese zu weinen beginnt und geht darauf nicht einmal ein. Ihr Auftreten scheint sehr sicher zu sein, außerdem wirkt sie immer als wäre sie unter Zeitdruck. Sam hingegen ist eher ruhig und lässt sich Zeit.

Während Sam anderen Menschen gegenüber offen begegnet, zeigt Rita meist ein eher selbstsüchtiges und uninteressiertes Verhalten. Besonders in Bezug auf Sam und seine Behinderung entwickelt sie erst im Laufe des Films ein gewisses Feingefühl. Bei der

Vorbereitung zum Prozess überlegt sie laut in Sams Anwesenheit, wie sie seine Behinderung in Worte fassen soll: „Behinderung“, „zurückgeblieben“, „ich weiß einfach nicht, wie ich es nennen soll“. Dabei beachtet sie Sam gar nicht und verhält sich sehr unhöflich. Aufgelockert wird diese Szene durch Sams Antwort: „Sam, nennen Sie mich Sam.“ Rita hat in diesem Moment in dem Bemühen um „political correctness“ Sam als Person völlig aus den Augen verloren. Sam hingegen versteht nicht, wofür seine Anwältin einen Namen sucht.

Sams Freunde sind Ritas Meinung nach nicht geeignet, um als Zeugen vor Gericht auszusagen. Sie will „einen richtigen Zeugen“, „jemand, der auf einem College gewesen ist“ und „einen Abschluss hat“, „damit man den Eindruck kriegt, Sie hätten es verdient, Ihre Tochter wieder zu kriegen“. Durch diese Aussage wird bewusst, dass Rita selbst an den Vaterqualitäten ihres Mandanten zweifelt und die Verhandlung nicht mit ihm führt, sondern mehr über ihn hinweg, als wäre er nicht beteiligt. Sam wird dadurch beeinflusst und sucht Hilfe bei Annie: „Du bist doch aufs College gegangen, du kennst doch die richtigen Antworten.“

Der Gegensatz zwischen den beiden wird auch in der jeweiligen Beziehung zu ihren Kindern deutlich. Beide sind allein erziehend. Rita hat aufgrund ihres Berufs keine Zeit für ihren Sohn. Die Beziehung der beiden leidet darunter. Der Junge sieht in seiner Mutter keine Autoritätsperson und obwohl Rita als Anwältin durchsetzungsfähig ist, kann sie dies bei ihrem Sohn nicht zeigen. Sam und Lucy dagegen verstehen sich sehr gut und gehen miteinander sehr liebevoll um. Aber bei ihnen gibt es scheinbar nie Situationen, in denen Sams Autorität gefragt ist.

In diesem Punkt zeigt sich wieder die Gegenüberstellung des beruflich erfolgreichen, privat aber fehlgeschlagenen Elternteils mit dem beruflich nicht so erfolgreichen, aber dafür privat glücklichen Sam.

3.6 Besonderheiten

Die Geschichte wird aus einer objektiven Sicht erzählt, keine der Figuren dient als Erzähler. Dadurch wird keine direkte Identifikationsmöglichkeit geboten. Beim Zuschauer soll Sympathie für die Hauptpersonen geweckt werden, besonders für Sam und Lucy, aber es fehlen direkte Anknüpfungspunkte für eine Identifikation.

Dennoch ermöglichen manche Kamera-Einstellungen die Einnahme von Sams Blickwinkel. Zu Beginn des Films sieht man zuerst nur die Tätigkeiten von Sams Händen, wie sie

Zuckertütchen und anderes Zubehör der Kaffee-Kette ordnen. Dabei blickt man von oben darauf herab, aus einer ähnlichen Perspektive wie Sam.

Die klarste Perspektivübernahme findet während der Gerichtsverhandlung statt. Dabei sitzt Sam auf einem Stuhl, die Anwälte stehen und sprechen. Die Kamera nimmt nun Sams Position ein und schaut von unten zu den Anwälten herauf. Damit nimmt der Zuschauer einerseits Sams Platz ein. Andererseits wird aber auch Sams Unsicherheit und Überforderung durch den niedrigeren Platz verdeutlicht, indem die Anwälte höher positioniert werden. Die leicht schräge Perspektive verstärkt diese Wirkung noch.

Erwähnen möchte ich hier auch, dass zwei der Freunde von Sam durch behinderte Darsteller verkörpert werden. Allerdings bleiben diese mehr am Rand der Geschichte und haben keinen besonderen Einfluss.

Eine der Szenen, die meiner Meinung nach sehr prägnant ist, liegt im Anschluss an den Schuhkauf. Im Geschäft haben Lucy, Sam und dessen Freunde alle orange-farbene Ballons bekommen. Diese Szene sollte eigentlich kindisch und verniedlicht sein, aber die nächste Einstellung hebt diese Wirkung auf: die Personen laufen hintereinander über einen Zebrastrifen und imitieren so das Cover des Beatles-Albums „Abbey Road“. Dieser Wiedererkennungseffekt schwächt ab bzw. kann sogar verhindern, dass der Zuschauer diese Szene als lächerlich empfindet.

3.7 Versuch einer Zuordnung zu einem Einteilungstyp

Die Darstellung von Sam einem bestimmten Typ eindeutig zuzuordnen ist nicht möglich. Ähnlich wie bei Carla und Danny in „Ganz normal verliebt“ werden verschiedene Merkmale und dadurch verschiedene Rollen gezeigt.

Diese Aspekte lassen sich zwei Richtungen zuordnen: zum einen der *Opferrolle* (Bartmann) und des empfundenen *Mitleids* (Bartmann), zum anderen der *Charakterstärke* (Bartmann) von Sam.

Sam findet sich in einer Opferrolle, da ihm seine Tochter weggenommen wird und er um sie kämpfen muss. Er wirkt hilflos gegenüber dem Gericht und dem Jugendamt und braucht Unterstützung. Diese Unterstützung geben ihm seine Freunde und seine Anwältin Rita. Rita hilft ihm auch in dem Moment, als Sam das Sorgerecht verliert und aufgeben will.

Gemeinsam bemühen sie sich um eine neue Arbeitsstelle und Weiterbildungskurse für Sam. Mit der Opferrolle geht auch einher, dass Mitleid beim Zuschauer geweckt werden soll. Allerdings hängt beides nicht unbedingt mit Sam als Mensch mit Behinderung zusammen, sondern eher mit Sam als allein erziehender Vater.

Dass Sam nicht völlig hilflos ist, zeigt seine starke Seite. Er meistert das Leben mit Lucy, sorgt für sie und ist bereit um sie zu kämpfen. Obwohl er niemanden nennen kann, der für ihn als Vorbild in Bezug auf das Vater- Sein dient, erfüllt Sam diese Rolle.

3.8 Zusammenfassung der Ergebnisse

„Ich bin Sam“ beinhaltet kaum Informationen über Sams Behinderung und seine Entwicklung. Der Alltag und seine Probleme werden im Rahmen der Geschichte gut dargestellt.

Sams Vaterrolle gibt zum einen Anlass für die Bestärkung bestehender Einstellungen, zum anderen zeigt sie Gemeinsamkeiten zu Menschen ohne Behinderung auf, etwa durch den Prozess des „Wachsens“ in diese Rolle.

Der Protagonist nimmt verschiedene Positionen zu nicht behinderten Menschen ein: im Vergleich zu seiner Tochter Lucy wirkt Sam häufig aufgrund seiner kognitiven Fähigkeiten unterlegen, während er der Anwältin Rita wegen seinen sozialen Kompetenzen überlegen scheint.

In diesem Film gibt es keine direkte Identifikationsfigur, da der Zuschauer sich weder in Sam, noch in die nicht behinderten Personen hinein versetzen kann oder will.

Der Darstellungstyp ist eine Mischung aus zwei konträren Positionen: Sam wird sowohl als *Opfer* gezeigt, das *Mitleid* erregen soll, wie auch als *charakterstarker Typ*.

4 „Verrückt nach Paris“

4.1 Filminformationen

„Verrückt nach Paris“ ist eine deutsche Produktion aus dem Jahr 2002. Originallänge des Films sind 90 Minuten. Dieser Film gehört zum Genre „Komödie“, die in ihrer Thematik aber einen durchaus ernsten Hintergrund hat: die Flucht aus einem Wohnheim für Menschen mit Behinderung.

Das Besondere an diesem Film sind die drei Hauptdarsteller Frank Grabski (Philip), Paula Kleine (Hilde) und Wolfgang Göttsch (Karl). Alle drei sind Menschen mit einer Behinderung und Mitglieder des Blaumeier-Ateliers, eines Theaters in Bremen. Der Film wird auch aus der Sicht einer der Hauptpersonen geschildert, indem Hilde als Erzählerin dient.

4.2 Filminhalt

Die Protagonisten des Filmes sind Hilde, Karl und Philip, drei Bewohner eines Behindertenwohnheimes bei Bremen. Hilde arbeitet in der Küche des Heimes, Karl und Philip stellen Holzenten in der Werkstatt her.

Der zuständige Betreuer der drei ist Enno, der seit fünfzehn Jahren dort arbeitet und mittlerweile ausgebrannt und abgestumpft gegenüber den Bedürfnissen seiner Schützlinge ist. Hilde, die als Erzählerin fungiert, sagt, dass Enno früher nett war.

Die Situation im Heim spitzt sich zu, als alle drei Erfahrungen machen, die den Ausschlag für ihre Flucht geben.

Hilde fühlt sich zunehmend von Enno bevormundet und träumt davon, nach Afrika zu reisen. Der Contergan-geschädigte Philip, der keine Arme und nur einen Fuß besitzt, erwischt seine Freundin Vanessa, wie sie in der Werkstatt einen anderen Mann küsst, und leidet sehr unter seinem gebrochenen Herz.

Karl ist sauer auf Enno, weil dieser ihm die Möglichkeit, in einer heimexternen Werkstatt zu arbeiten, genommen hat. Enno traut Karl die Arbeit nicht zu.

Die drei Freunde beschließen aus dem Heim zu fliehen und kommen mit dem Zug über Köln nach Paris, mit Enno auf ihren Fersen. In Paris hilft ihnen Julia, eine junge Frau, eine Unterkunft zu finden. Enno kann sie nicht zur Rückkehr bewegen und bleibt bei ihnen. Durch den engen Kontakt und Julias Außensicht der Dinge, verändert Enno seine Einstellung gegenüber den drei Behinderten.

Aber Kollakowski, der Heimleiter, will die Ausbrecher unbedingt wieder im Heim haben. Er plant eine Vergrößerung und muss vor den Sponsoren eine gute Figur abgeben. Er lockt Philip nach Hause, mit der Lüge, dessen Freundin Vanessa sei krank. Philips Freunde fahren mit ihm zurück nach Bremen.

Als Hilde herausfindet, dass Kollakowski sie belogen hat, stellt sie ihn vor allen Sponsoren zur Rede und sagt ihm die Meinung. Der Heimleiter muss nun die Konsequenzen für sein Handeln tragen, der geplante Ausbau wird abgelehnt.

Für die drei Ausbrecher kehrt der Alltag wieder ein: Hilde arbeitet weiter in der Küche, Philip ist wieder mit seiner Freundin zusammen und Karl hat sein eigenes kleines Stück Paris in Gestalt einer Crêpes- Bude.

Enno fährt mit einem Schiff und vielen Heimbewohnern nach Paris zu Julia, in die er sich verliebt hat.

4.3 Hauptpersonen

Im Folgenden beschreibe ich die wichtigsten Hauptpersonen des Films: die drei Heimbewohner Philip, Hilde und Karl sowie deren Pfleger Enno.

Philip

Philip ist körperbehindert und muss alles mit seinem einzigen Fuß tun. Doch darin ist er sehr geschickt. Er kann die Holzente mit dem Fuß anmalen, streichelt seine Freundin damit und kann sogar ein Feuerzeug mit seinen Zehen entzünden. Er bewältigt den Alltag auch ohne den Rollstuhl, wobei er besonderen Einfallsreichtum beweist: er benutzt ein Brett mit Rollen als Transportmittel. Das zeigt, dass er alles andere als dumm ist. Auch Treppen, die allgemein ein Hindernis darstellen, kann er überwinden, indem er sie hoch- oder runterrutscht.

Seine Beziehung zu Vanessa ist ihm sehr wichtig. Normalerweise wäre eine sexuelle Beziehung zwischen zwei Behinderten ein großes Tabuthema, aber dieser Film greift die Problematik liebevoll auf. Trotz seiner körperlichen Beeinträchtigung kann Philip Vanessa Zuwendung geben.

Philip ist eifersüchtig, als Vanessa einen Anderen küsst und reagiert auf diesen Verrat mit verletzten Gefühlen und einem gebrochenen Herzen, wie in einer Beziehung zwischen nicht behinderten Menschen. Er versteht nicht, warum seine Freundin sich nicht fest binden will und leidet sehr unter seinem Liebeskummer.

In einer Unterhaltung mit Julia zeigt sich seine Verzweiflung über die Behinderung und wie unverstanden und ausgegrenzt er sich fühlt: „Du weißt ja nicht, wie das ist!“, sagt er zu Julia.

Hilde

Hilde ist eine Frau mit einer geistigen Behinderung. Sie ist gegenüber ihren Freunden sehr fürsorglich, verfügt über ein großes Empathievermögen und ist immer für andere da. Während Philip unter seinem Liebeskummer leidet, bringt sie ihm etwas zu essen und spricht mit ihm. Sie hat immer Proviant dabei und da sie sehr höflich ist, bietet sie im Zug auch anderen Menschen davon an.

Als Philip verletzt wird bei der Begegnung mit einigen Jugendlichen, tupft Hilde ihm seine Wunde am Kopf ab und tadelt ihn und Karl für ihr Verhalten.

Sie hat keine Angehörigen, worüber sie sehr traurig ist und übernimmt die Mutterrolle für ihre Freunde. Z.B. nennt sie Philip immer „mein Schätzchen“ und betont, wie schön es wäre, wenn die drei Freunde wirklich eine Familie wären.

Am Ende beweist sie Mut und Selbstcourage, indem sie sich in aller Öffentlichkeit gegen den Heimleiter stellt, weil er sie belogen hat.

Karl

Karl besitzt den größten Freiheits- und Selbstverwirklichungsdrang der drei. Deswegen ist er sehr enttäuscht von seinen Freunden, als sie zurück ins Heim wollen, und fühlt sich von ihnen im Stich gelassen.

Er besitzt sehr gute Erdkundekenntnisse und kann ohne Probleme den Wasserweg nach Paris oder nach Afrika beschreiben; eine Fähigkeit, die der Zuschauer bei ihm auf den ersten Blick aufgrund seiner geistigen Behinderung, nicht erwarten würde.

Karl ist sehr höflich und hilfsbereit: Er hilft Julia sofort ihren Koffer im Zug auf die Ablage zu stellen. Desweiteren kümmert er sich um seine Freunde und beruhigt Hilde, als Philip verschwunden ist.

Sein Selbstbewusstsein wächst durch die Reise nach Paris: bei der Rückkehr erwarten ihn seine Eltern und seine sehr dominante Mutter schimpft mit ihm und zieht ihn am Ohr, als wäre er ein kleiner Junge. Er wehrt sich, indem er ihr auf den Fuß tritt.

Am Ende des Films arbeitet er in einem Crêpes-Stand und backt selbst Crêpes.

Enno

Der Pfleger Enno ist rücksichtslos und grob gegenüber den Behinderten und traut ihnen nichts zu. Er stiehlt hinter Hildes Rücken ihre Süßigkeiten, weil er denkt, da sie behindert ist, fällt es ihr nicht auf. Da unterschätzt er sie jedoch, was Hilde ärgert: „Als ob ich das nicht gemerkt hätte.“

Er sagt ihr auch, was sie in ihren Koffer einpacken soll. Hilde will nicht von ihm bevormundet werden und packt die von ihm in den Koffer gelegten Gummistiefel wieder aus. Alle drei Hauptpersonen fühlen sich ungerecht von ihm behandelt und wehren sich auch dagegen. Als Enno die ganze Gruppe im Zug nach Paris findet, ist er wütend, schreit sie an und nimmt keine Rücksicht auf ihre Einwände, worauf Hilde sagt: „Ich finde es eine Ungezogenheit, wie du mit uns redest.“ Immerhin sind die drei trotz ihrer Behinderung erwachsene Menschen und keine kleinen Kinder.

Im Laufe des Films ändert Enno seine Meinung. Er wird aufgeschlossener gegenüber Hilde, Karl und Philipp und unterstützt sie bei ihrer Entscheidung, in Paris zu bleiben.

4.4 Analysepunkte

4.4.1 Vermittelte Informationen

Der Film „Verrückt nach Paris“ vermittelt keine Informationen über verschiedene Behinderungsformen, aber er zeigt einiges an Lebensbedingungen, die damit zusammenhängen.

Die meisten Menschen mit einer geistigen Behinderung leben im Wohnheim, deswegen ist der Schauplatz zu Beginn eine realistische Wahl. Die Heimbewohner arbeiten häufig in einer Werkstatt, die an das Heim angegliedert ist, wie im Film Karl und Philip. Angedeutet wird auch, dass es Möglichkeiten gibt, außerhalb des Heimes zu arbeiten. Eine der Betreuerinnen möchte Karl dafür empfehlen, allerdings rät Enno ihr davon ab, da Karl nicht ausreichend qualifiziert für diese Arbeit sei. Ebenfalls wird dargestellt, dass die Heimbewohner wenig Lohn für ihre Arbeit bekommen.

Das Heim ist nach Angaben des Leiters bereits recht groß und soll durch eine zusätzliche Erweiterung ausgebaut werden. Es ist eine Gefahr solche Institutionen betreffend, dass aus ökonomischen Gründen eine Veränderung statt findet, die zu Lasten der Bewohner geht. Hier nimmt der Heimleiter keine Rücksicht darauf, dass eine Vergrößerung zum Nachteil der Lebensqualität führen könnte, z.B. durch größere Gruppen und fehlende Einzelbetreuung.

Eine Information bezüglich der Behinderungsursache wird in Karls Fall dargestellt. Im Film wird einige Male erwähnt, dass er „contergan-geschädigt“ wäre. Aber genauer darauf eingegangen wird nicht.

4.4.2 Ähnlichkeiten

Ähnlichkeiten werden in diesem Film besonders in drei verschiedenen Bereichen gezeigt: der Paar-Beziehung, der Freundschaft und der Alltagsaktivitäten.

Die Beziehung zwischen Philip und Vanessa ist von denselben Erfahrungen geprägt, die auch Menschen ohne eine Behinderung machen. Hilde erzählt zu Beginn, dass die beiden sich oft streiten, „manchmal aber auch nicht“. Die Möglichkeit zu streiten und sich dann wieder zu versöhnen gehört zu einer Beziehung dazu. Die beiden leben ihre Gefühle zueinander auch durch ihre Sexualität aus. Die Kamera zeigt, wie die beiden sich streicheln und zärtlich zueinander sind und schafft damit eine besonders intime Atmosphäre. Philip ist sehr verletzt, als seine Freundin einen anderen Mann küsst. Vanessa reagiert darauf mit den Worten „Wir sind doch nicht verheiratet“. Sie besteht damit auf ihre Freiheit und Berechtigung, etwas Neues auszuprobieren. Dieser Wunsch ist auch in anderen Filmen Bestandteil und unabhängig von einer Behinderung. Philip leidet unter der Trennung, sein Liebeskummer ist etwas Natürliches und zeigt den Menschen ohne seine Behinderung.

Die Freundschaft der drei Hauptfiguren betont ebenfalls die Gemeinsamkeit mit Menschen ohne Behinderung. Karl, Philip und Hilde gehören zusammen, sie betrachten sich als eine Familie und stehen einander immer bei. Sie trösten sich z.B. als Philip von Vanessa verlassen wird und wollen nur gemeinsam irgendwo sein, deswegen reisen sie auch alle zusammen wieder zurück in das Heim.

Ihre Liebe zueinander wird noch mal deutlich, als Philip in Paris für einen Tag verschwindet und die beiden anderen sich sehr um ihn sorgen.

Die Freunde unternehmen auch viel zusammen, wie ihr regelmäßiger Ausflug zum Imbiss, und teilen Träume und Gedanken miteinander.

Durch diese feste Freundschaft werden ihre sozialen Kompetenzen hervorgehoben, wie auch die Fähigkeit, sich ohne Hilfe ein soziales Netzwerk zu schaffen.

Hilde, Karl und Philip führen bestimmte Alltagsaktivitäten aus, die nicht mit ihrer Behinderung zusammen hängen. Hilde arbeitet im Heim in der Küche und schält dort

Kartoffeln. Im Pariser Hotel tut sie dies auch, zusammen mit einigen anderen Frauen und gehört dort einfach dazu. Außerdem raucht sie, eine Tätigkeit, die in der Gesellschaft mittlerweile zwar nicht mehr unbedingt toleriert wird, aber dennoch weit verbreitet ist und von einer bewussten Entscheidung eines erwachsenen Menschen zeugt.

Wenn die drei Freunde das Bedürfnis haben, mal etwas außerhalb des Heimes zu unternehmen, gehen sie zum Imbiss „Curry-Kurt“. Dort sind sie gern gesehene Stammgäste, der Besitzer begrüßt sie mit Namen und Karl hilft, Getränkekisten zu tragen. Das zeigt, wie sozial sie in diesem Umfeld integriert sind. Am Ende des Films betreibt Karl seine Crêpes-Bude neben diesem Imbiss.

4.4.3 Bestärkung bestehender Einstellungen

Einige Szenen und Darstellungen des Films könnten der Bestätigung bestehender Einstellungen dienen.

Die Szene mit Philip und Vanessa ganz zu Beginn, zeigt einerseits eine ganz alltägliche Beziehung, andererseits ist sie auch sehr provokant. Sexualität von Menschen mit Behinderung ist ein gesellschaftliches Tabuthema und die Darstellung im Film könnte Ablehnung bei den Zuschauern hervorrufen. dadurch würde eine bestehende negative Einstellung zu diesem Thema eventuell nicht verändert, sondern verstärkt werden.

Norm abweichendes Verhalten zeigt sich z.B., wenn Hilde sich vor der Reise von ihren Hüten verabschiedet. Als Enno und seine Freundin morgens vor dem Heim ankommen, wird ihr Auto von Bewohnern umzingelt. Diese Situation könnte etwas Bedrohliches ausdrücken. Einer der Männer steht direkt vor dem Wagen und führt ständig Karatebewegungen aus. Handlungen, die von Erwachsenen in der Regel nicht erwartet werden.

Manche Stellen lösen gezielt Mitleid und den Eindruck der Schutzbedürftigkeit von Menschen mit Behinderung aus. Karl und Philip verkaufen vor dem Kölner Dom Holzenten, als eine Gruppe Jugendlicher herbei kommt und die Enten zerstört. Einer der Jungen fällt hin und Karl und Philip flüchten. Dabei stürzt Philip mit seinem Rollstuhl ungebremst eine Treppe hinunter und bleibt am Boden liegen.

Kurz darauf begegnen die drei Freunde den Jugendlichen noch einmal. Sie stehlen Hildes Tasche und werfen sie in den Rhein. In solchen Situationen wirken Karl, Philip und Hilde

hilflos. Die Jugendlichen wirken aufgrund ihres Verhaltens als skrupellos, wobei dies noch durch die Behinderung der Opfer verstärkt wird.

4.4.4 Veränderungsmöglichkeiten

Die Situation der Heimbewohner wird so dargestellt, dass ihre Empörung darüber gut nachvollziehbar wird.

Ihr Alltag ist von anderen bestimmt und es bleiben ihnen nur wenige Wahlmöglichkeiten. Besonders Ennos Verhalten kann bei den Zuschauern Sympathie für die Bewohner auslösen, dadurch dass er ihnen kein Interesse oder Respekt entgegenbringt. Die Konfrontation mit den dadurch ausgelösten Gefühlen kann eine Auseinandersetzung mit eigenen Verhaltensweisen und Einstellungen ermöglichen.

Dies wird noch durch die Tatsache begünstigt, dass aus der Sicht von Hilde, also einer Betroffenen, berichtet wird.

Es werden auch Stärken von Menschen mit Behinderung betont, z.B. erzählt Enno von einem Bootsunfall, den er mit Philip hatte. Dabei zeigte Philip, wie gut er schwimmen kann, obwohl Enno dies aufgrund seiner Behinderung nicht erwartet hatte. Das zeigt, wie leicht man Menschen und ihre Fähigkeiten unterschätzen kann.

Die drei Freunde können auch ohne Hilfe viel erreichen, sie trauen sich selbst mehr zu, als ihr Umfeld.

Außerdem widerlegt der Film die falsche Annahme, dass Behinderung eine Krankheit und ansteckend sei, indem Enno und Karl dieselbe Zahnbürste benutzen.

4.5 Vergleich zwischen behinderter und nicht behinderter Person

Ich werde in diesem Teil die Personen Karl, Philip und Hilde mit dem Betreuer Enno vergleichen.

Die drei Freunde sind stets sehr freundlich und höflich zu ihren Mitmenschen. Sie sind für einander da und helfen sich gegenseitig. In Paris finden sie schnell Anschluss im Hotel und teilen den Alltag mit den dort lebenden Menschen. Trotz sprachlicher Barrieren können sie sich gut einfügen. Der Zuschauer soll Sympathie ihnen gegenüber entwickeln.

Enno dagegen wirkt eher unfreundlich und egoistisch. Er verfolgt meist eigene Interessen und will nicht wissen, warum die drei Bewohner überhaupt aus dem Heim geflohen sind. Von Beginn an behandelt er alle sehr rücksichtslos und grob. Sein Verhalten würde man eigentlich nicht von jemandem erwarten, der in einem Heim für Menschen mit Behinderung arbeitet. Er scheint unzufrieden in seinem Beruf zu sein. Dieses Gefühl teilt er mit Karl, der sich in der Werkstatt unterfordert fühlt. Vielleicht ist eines von Ennos Motiven, warum er Karl nicht die Möglichkeit gibt, außerhalb des Heimes zu arbeiten, dass Enno selbst keine Änderung seinen Beruf betreffend vornehmen kann oder will.

Enno bevormundet die Heimbewohner, ohne auf ihre Interessen und Wünsche einzugehen. Karl, Philip und Hilde wehren sich dagegen, z.B. als Enno sie im Nachtzug nach Paris findet und zum Aussteigen zwingen will. Ihre Gegenwehr übergeht er, er verhält sich, als wären die drei für ihn nur störrischen Kinder.

Obwohl er eine höhere Machtposition einnimmt und über Karl, Hilde und Philip bestimmt, erfüllt er trotzdem keine Rolle als Beschützer. Es scheint, als würde ihm nicht das Wohlergehen der Bewohner am Herzen liegen, sondern die Erfüllung seiner Pflichten als Arbeitnehmer. Er sorgt sich nicht, als er erfährt, dass Karl, Philip und Hilde aus dem Heim weggelaufen sind, sondern ist sauer und genervt, weil er ihnen nachreisen muss, um sie zurückzubringen.

Erst gegen Ende des Films entwickelt Enno eine andere Einstellung. Er ist gezwungen, in Paris zu bleiben, da er die anderen nicht zur Rückkehr bewegen kann und in diesem Moment machtlos ist. Die Zeit, die er mit ihnen außerhalb des Heimes verbringt, verändert ihre Beziehung.

Als Philip verschwindet, macht er sich Sorgen um ihn und wird an einen gemeinsamen Bootsausflug erinnert. Er wehrt sich dann gegen den Heimleiter und versucht die drei Freunde dabei zu unterstützen, in Paris bleiben zu können.

Neben Enno machen auch Karl, Philip und Hilde eine Entwicklung durch. Ihr Selbstbewusstsein nimmt während ihres Paris- Aufenthalts spürbar zu, so dass Hilde sich gegen den Heimleiter stellen kann.

Zum Schluss des Films haben alle vier gemeinsame Erfahrungen und Entwicklungen gemacht. Enno scheint stärker in ihre Gemeinschaft integriert zu sein und die Position als „Vormund“ aufgegeben zu haben.

4.6 Besonderheiten

„Verrückt nach Paris“ versucht die Identifikation des Zuschauers gezielt zu lenken. Es gibt einen personellen Erzähler, nämlich Hilde. Damit nimmt der Betrachter die Perspektive eines der Betroffenen ein. Dies betrifft aber eigentlich nur die Erzählung, während auch Szenen gezeigt werden, die für keinen der Hauptfiguren mit Behinderung eingesehen werden können.

Auch die Darstellung von Enno trägt dazu bei, dass der Zuschauer sich nicht mit ihm identifiziert. Er wird gleich zu Beginn als unsympathisch präsentiert, der gegenüber seiner Freundin, einer der Betreuerinnen und den Heimbewohnern ein respektloses Verhalten an den Tag legt. Dadurch nimmt der Zuschauer eher eine ablehnende Haltung ihm gegenüber und eine sympathisierende Haltung gegenüber den Betroffenen ein.

Als Identifikationsfigur würde sich der Filmzuschauer wahrscheinlich jemanden auswählen, der positivere Eigenschaften zeigt. Die junge Frau Julia, die Karl, Philip und Hilde im Zug kennen lernen, begegnet den dreien freundlich und scheinbar ohne Vorurteile. Julia verteidigt sie selbst gegen Ennos Bevormundung. Dennoch stellt Julia keine ideale Identifikationsmöglichkeit dar, weil sie sehr offen ist und fremden Menschen hilft, obwohl sie diese kaum kennt. Dieses Verhalten könnte auf viele Menschen befremdlich wirken.

Erwähnen möchte ich hier auch noch eine besondere Szene. Der Heimleiter plant große Veränderungen am Heim und äußert in diesem Zusammenhang, dass auch die Bezeichnung der Heimbewohner geändert werden muss. Statt „Menschen mit Behinderung“ sollen alle Beteiligten nun sagen „Menschen mit Handicap“. In dieser Szene zeigt sich, dass ein Bemühen, um political correctness auch sehr oberflächlich stattfinden kann. Der Heimleiter orientiert sich nicht an den Bedürfnissen der Bewohner, sondern versucht nach außen hin, innovativ und aufgeschlossen zu wirken. Dass er dies nicht ist, zeigt sich in seinem Plan den Sponsoren „ein paar Behinderte zum anfassen“, zu präsentieren. Er betrachtet sie nicht als Menschen, sondern eher als Ausstellungsstücke.

4.7 Versuch einer Zuordnung zu einem Einteilungstyp

Bei „Verrückt nach Paris“ ist ebenfalls keine eindeutige, einzelne Zuordnung möglich. Dennoch bildet sich meiner Meinung nach ein Haupttyp heraus: die *alltagsnahe Darstellung* nach Rosemary Garland Thomson.

Zum einen werden Vertrautheit und Nähe zu den dargestellten Menschen mit Behinderung vermittelt. Dies geschieht einerseits durch die Erzählperspektive. Die Geschichte wird von Hilde erzählt und kommentiert, wodurch man etwas mit dieser Person gemein hat.

Andererseits schafft die Kamera eine intime Atmosphäre mit der Darstellung von Philips und Vanessas Beziehung.

Die Schilderung der Verhältnisse im Heim zeigt einen fremdbestimmten Alltag, der tatsächliche Verhältnisse gut widerspiegelt. Außerdem wird versucht, eine Verbindung zwischen dem Zuschauer und den drei behinderten Protagonisten herzustellen, indem man Karl, Philip und Hilde zeigt, wie sie gegen die Bevormundung durch andere Menschen kämpfen müssen.

Auch andere Darstellungsweisen finden sich in diesem Film. Diese entsprechen ungefähr den Kategorien nach Radtke, „*Batman*“ und „*Bettler*“. Karl, Philip und Hilde zeigen ihre Charakterstärke durch ihre Flucht aus dem Heim. Die drei haben keine Angst vor dem, was sie draußen erwarten könnte, obwohl ihnen diese Welt fremd und unbekannt ist. Sie vertrauen in ihre eigenen Fähigkeiten und sind selbstbewusst, was sich in ihrem ständigen Widerstand gegen eine Bevormundung zeigt. Sie geben trotz Scheiterns nicht auf. Hilde zeigt am Ende besonderen Mut, indem sie vor vielen Menschen den Heimleiter wegen einer Lüge und der schlechten Behandlung anklagt.

Gleichzeitig werden die drei auch in der Rolle des Opfers präsentiert, das Mitleid beim Zuschauer erregen soll. Zum einen in den Momenten, in denen die Protagonisten bevormundet und schlecht behandelt werden. Dies geschieht vor allem durch Enno, der z.B. Hilde hinter ihrem Rücken Schokolade stiehlt oder Karl die Fähigkeit abspricht, eine andere Arbeit ausführen zu können.

Besonders stark wird Mitleid hervorgerufen, wenn die Bewohner auf die Gruppe Jugendlicher in Köln trifft. In dieser Lage brauchen die drei Hilfe und Unterstützung, jemanden, der sie vor den Jungen beschützt.

4.8 Zusammenfassung der Ergebnisse

Informationen über die Behinderungsarten werden dem Zuschauer im Film „Verrückt nach Paris“ nicht vermittelt, jedoch sind die damit verbundenen Lebensbedingungen von großer Bedeutung. Das Leben im Heim ist Auslöser für die Reise der Protagonisten.

Besonders durch die dargestellten sozialen Beziehungen kann der Zuschauer Gemeinsamkeiten zwischen den behinderten Figuren und nicht behinderten Menschen entdecken.

Im Film könnten durch die gezeigte Sexualität der Heimbewohner sowie ihr Norm abweichendes Verhalten und die zeitweise Hilflosigkeit Einstellungen verstärkt werden, die bei den Zuschauern bereits bestehen. Dies kann eventuell verhindert werden, da Sympathie zu den Bewohnern durch deren ungerechte Behandlung geweckt werden soll und ihre Stärken betont werden.

Die Identifikation soll hier durch Hilde als Ich- Erzähler bewusst gelenkt werden. Gleichzeitig steht von Beginn an die Sympathie für die Heimbewohner der Antipathie für deren Betreuer Enno gegenüber.

„Verrückt nach Paris“ weist hauptsächlich den Typ der *alltagsnahen Darstellung* auf.

5 „Snow Cake“

5.1 Filminformationen

„Snow Cake“ stammt aus dem Jahre 2006. Produziert wurde dieser Film in England und Kanada. Die Laufzeit des Films beträgt ungefähr 107 Minuten. In Deutschland wurde zum englischen Filmtitel noch ein deutscher Untertitel hinzugefügt: „Jedes Leben berührt ein anderes“. „Snow Cake“ lässt sich in das Filmgenre „Drama“ einfügen. Bei diesem Film ist nicht die Behinderung das Leitthema, sondern die Verarbeitung eines Todesfalls. Dieses Thema wird bekommt ein zusätzliches dramatisches Element dadurch, dass eine der Personen Autistin ist.

Der Film wurde mit bekannten Darstellern aus Hollywood produziert: Alex wird von Alan Rickman dargestellt, der in der letzten Zeit besonders durch seine Rolle als Professor Snape in den Harry-Potter-Verfilmungen bekannt wurde. Sigourney Weaver, die man z.B. aus den Alien-Filmen kennt, übernimmt die Rolle der Autistin Linda, ist selbst aber keine Autistin. Eine der Nebenrollen wird von Carrie-Anne Moss gespielt. Am populärsten ist wahrscheinlich ihre Darstellung der Trinity in der Matrix-Triologie. In „Snow Cake“ spielt sie Lindas Nachbarin Maggie, in die Alex sich verliebt.

5.2 Filminhalt

Protagonist von „Snow Cake“ ist Alex, ein Engländer, der gerade aus dem Gefängnis entlassen wurde. Im Laufe des Films erfährt der Zuschauer, dass Alex den Mörder seines Sohnes getötet hat und deswegen verurteilt wurde.

Alex fährt mit einem Leihwagen durch Kanada, um die Mutter seines verstorbenen Sohnes zu besuchen.

An einem Rastplatz nimmt der verschlossene und wortkarge Mann die junge Anhalterin Vivienne mit, die auf dem Weg nach Hause zu ihrer Mutter ist. In ihrer Gegenwart öffnet er sich zusehends und erzählt über sich selbst. Bei einem Autounfall stirbt Vivienne, während Alex leicht verletzt wird. Obwohl er keine Schuld an dem Unfall trägt, wird Alex von Gewissensbissen geplagt und sucht Viviennes Mutter Linda auf, um mit ihr zu sprechen.

Bei seiner Ankunft ist Alex verwirrt durch Lindas Verhalten, welches nicht den erwarteten Reaktionen auf den Tod ihrer Tochter entspricht. Von einer Nachbarin erfährt er, dass Linda

Autistin ist. Vivienne wuchs bei ihren Großeltern auf und zog erst später in das Haus ihrer Mutter, um sie etwas zu unterstützen.

Lindas größte Sorge ist, dass am darauf folgenden Dienstag niemand den Müll vor die Tür bringen kann, da dies Viviennes Aufgabe war. Alex erklärt sich bereit, solange zu bleiben und auch bei den Beerdigungsvorbereitungen zu helfen. Er beginnt, Linda näher kennen zu lernen, mit all ihren Eigenschaften. Sie ist sehr ordnungsliebend und niemand darf ihre Küche betreten. Sie hat einen Teilzeitjob im Supermarkt, wo sie Regale einräumt. Linda kann sehr direkt sein und äußert oft den Wunsch, alleine zu sein, wenn gerade der Eindruck entsteht, sie und Alex würden sich anfreunden.

Alex lebt sich langsam bei Linda ein, erhält sogar seine eigene Ecke in der Küche. Die Beerdigung wird fast ausschließlich von ihm alleine organisiert und er verliebt sich in Lindas Nachbarin. Durch die Erfahrungen, die er in dieser Zeit macht, verarbeitet er den Tod seines eigenen Sohnes. Er kann später sogar dem Lastwagenfahrer verzeihen, der Schuld an Alex Autounfall war.

Am Ende des Films verlässt Alex die Stadt, um weiter zu fahren. Lindas Müllproblem wird ebenfalls gelöst, indem ihre Nachbarin diese Aufgabe übernimmt.

5.3 Hauptpersonen

Die Hauptperson in „Snow Cake“ ist Alex. Der Zuschauer begleitet ihn auf einem kleinen Stück seines Weges. Ich möchte jedoch hier vorrangig Lindas Figur beschreiben, einerseits weil sie die Person mit einer Behinderung ist, andererseits weil diese Behinderung eine zusätzliche Problematik im Film darstellt.

Linda

Lindas Alter wird im Film nicht erwähnt. Ihre verstorbene Tochter Vivienne war 19 Jahre alt. Lindas Eltern vermuten, dass Viviennes Vater ein Junge aus einem „Zentrum“ (wahrscheinlich ein Freizeitzentrum) ist, der Linda nahe stand. Die Schwangerschaft ist damals erst im 6. Monat aufgefallen.

Linda erhält Unterstützung von ihren Eltern und Vivienne, die mit 16 Jahren bei ihr einzog. Sie hat ein gutes Verhältnis zu ihrer Familie, lässt sich auch von ihrer Mutter umarmen. Die meisten Autisten lehnen Berührungen ab und haben oft keine Bindung zu ihrer Familie. Dies kann nach Kehrer (1989, S.93) im Erwachsenenalter zurückgehen.

Linda ist sehr selbst bestimmt, sie wollte alleine leben, deswegen kauften ihre Eltern das Haus. Dort wohnte sie lange Jahre alleine und führt ohne Hilfe Tätigkeiten im Haushalt durch,

wie Tee kochen und Wäsche waschen. Nur den Müll fasst sie nicht an, deswegen braucht sie jemanden, der dies für sie erledigt. Die Küche darf außer ihr niemand betreten, sie prüft mehrmals am Tag, ob alles in der Küche sich dort befindet, wo es sein soll. Nicht nur die Küche muss sehr ordentlich sein, auch die Schuhe stehen in einer geraden Reihe und die Schneekugeln, die Linda sammelt, sind ordentlich aufgereiht. Der Ordnungszwang kann eines der Merkmale eines Autisten sein (Kehrer 1989).

An einer Wand hängt ein großer Planer, auf dem alle Termine von Linda festgehalten werden. Auch ihre Arbeitszeiten im Supermarkt sind darauf vermerkt. Dort füllt sie Regale auf.

Sie mag Schnee sehr und liegt oft draußen im Garten, baut Schneemänner oder isst den Schnee.

Linda zeigt keine Gefühlsäußerungen, wenn über den Tod ihrer Tochter gesprochen wird. Von den Menschen, die ihr in dieser Zeit Beistand spenden möchten, fühlt sie sich belästigt. Nach Asperger (Kehrer 1989) findet sich Gefühlsarmut bei Autisten häufig.

Ein weiteres Kennzeichen sind die Sonderleistungen betreffend des Gedächtnisses von Autisten (Kehrer 1989). Linda kennt viele Details aus dem Leben eines Fotografen, der Schneeflocken fotografiert hat.

Linda ist sich bewusst, dass der Autismus sie von vielen Menschen unterscheidet. Sie betrachtet das allerdings nicht als etwas unbedingt negatives, sondern spricht fast schon herablassend von „ihr Nicht-Autisten“. Damit grenzt sie sich bewusst von ihnen ab. Gleichzeitig scheint es für sie Gewohnheit zu sein, dass ihr Autismus als Entschuldigungsgrund für ihr Verhalten benutzt wird. Als Alex zu ihr sagt, sie sei unlogisch, antwortet Linda: „Ich bin autistisch.“

Alex

Zu Beginn des Films ist Alex sehr verschlossen und versucht sozialen Kontakt zu anderen Menschen zu vermeiden. Durch die Anhalterin Vivienne öffnet er sich langsam und erzählt einiges aus seinem Leben.

Er fühlt sich für ihren Tod verantwortlich, weil sie in seinem Auto saß und verarbeitet diese Gefühle während des Films.

Alex hatte einen Sohn, von dessen Existenz er lange Zeit nichts wusste. Die beiden wollen sich treffen, doch auf dem Weg dorthin verunglückt sein Sohn. Daraufhin tötet Alex den Unfallverursacher und wird ins Gefängnis gebracht. Den Tod seines Sohnes scheint er noch nicht überwunden zu haben, es fällt ihm schwer, darüber zu sprechen. Der Verlust eines Kindes ist eine Verbindung zwischen ihm und Linda. Da diese nicht um Vivienne trauern kann, übernimmt Alex das stellvertretend für sie. Er identifiziert Viviennes Leiche, richtet die

Beerdigung aus und kümmert sich um ihren Hund. Durch diese Situation ist Alex gezwungen, sich mit dem Tod seines Sohnes auseinanderzusetzen und verarbeitet seine Gefühle. Am Ende seines Aufenthaltes bei Linda hat er sich verändert und scheint nun offener und positiver zu denken.

5.4 Analysepunkte

5.4.1 Vermittelte Informationen

Durch die Darstellung der autistischen Linda werden dem Zuschauer einige Kennzeichen des Syndroms vermittelt. Diese betreffen vor allem den Bereich des sozialen Kontaktes und den Ordnungszwang.

Sozialer Kontakt

Besonders im Kindes- und Jugendalter fällt der fehlende Blickkontakt von Seiten des autistischen Menschen auf. Erwachsene Autisten jedoch können Menschen ganz normal anblicken (Kehrer 1989). Linda vermeidet häufig den Blockkontakt, vor allem bei Fremden oder bei Personen, die sich ihr zu sehr aufdrängen. Zum Beispiel nimmt sie anfangs zu Alex als fremden Menschen oder zur sich aufdrängenden Nachbarin auf der Straße keinen Blickkontakt auf.

Linda zeigt auch wenige Äußerungen ihrer Gefühle, was von einem Menschen beim Verlust eines Angehörigen erwartet werden würde. Gefühlsarmut ist nach Asperger ein Zeichen für die „disharmonische Gefühlswelt“ (Kehrer 1989, S.34) von Autisten. Allerdings äußert Linda ein Gefühl: Wut. Dies tut sie unter anderem, wenn jemand ihre Küche betritt oder ihr Zeitplan durcheinander gerät. Sie lässt sich außerdem nicht gerne von anderen Menschen anfassen. Alex darf sie einmal umarmen, aber ohne sie mit den Händen zu berühren. Darin zeigt sich ihre „Abneigung gegen bestimmte Berührungsqualitäten“ (Kehrer 1989, S.34).

In ihrem Verhalten gegenüber Alex wird deutlich, dass sie keine Fähigkeit zur Empathie besitzt. Alex beginnt nach seiner Ankunft zu weinen und Linda vermutet, es stimme etwas nicht mit seinem Tee. Er versucht ihr zu erklären, warum er weint. Linda kann logisch verbinden, dass er wegen dem Unfall und dem Tod von Vivienne traurig ist, aber da er nicht Schuld daran war, hat er ihrer Meinung nach keinen Grund dafür. Als Alex ihr von dem Verlust seines Sohnes erzählen will, unterbricht Linda ihn und fragt, ob sie nicht nach draußen spielen gehen.

Ordnungszwang

Betritt ein Besucher Lindas Haus, muss er zuerst seine Schuhe ausziehen und in eine Reihe stellen. Die Küche darf nur sie betreten, dort muss alles aufgeräumt und sauber sein. Hält sich jemand nicht daran, reagiert Linda mit einem Wutanfall. Ihre Ordnungsliebe äußert sich auch in der Anordnung ihrer Schneekugelsammlung oder der Tatsache, dass sie im Leichenschauhaus Broschüren ordnet.

Neben der äußeren Struktur ist ihr auch eine innere sehr wichtig. Sie hält alle Termine in einem Planer fest, der strikt eingehalten werden muss. Dort ist auch vermerkt, dass Dienstags der Müll abgeholt wird. Dieser Termin ist für Linda sehr wichtig. Sie kann Mülltüten nicht anfassen, weil sie sich davor ekelt und deswegen muss es jemand anderes für sie erledigen.

Auch die Gedächtnissonderleistungen (Kehrer 1989) einiger Autisten werden hier durch Lindas Kenntnisse über den Schneeflocken-Fotografen gezeigt. Sie weiß unter anderem, wie viele Fotos dieser gemacht hat und wie alt er bei seinem Tod war.

5.4.2 Ähnlichkeiten

Viele der Darstellungsweisen in „Snow Cake“ betonen eher die Unterschiede zwischen Linda und den Menschen in ihrer Umgebung. Dennoch gibt es einige Stellen im Film, die versuchen zu zeigen, dass es trotz Lindas Verhalten Gemeinsamkeiten gibt.

Linda spielt zum Beispiel mit Alex Scrabble, ein Gesellschaftsspiel, bei dem man aus Buchstaben Worte zusammenstellen muss. Solch ein Spiel kann man nicht alleine spielen und da Linda es kennt, muss sie es schon häufiger mit jemandem gespielt haben. Allerdings hat Linda die Regeln geändert und es werden nur Comic-Worte zugelassen („Bääänge“). Aber in Lindas Augen sind dies keine unsinnigen Worte, man darf nur die auswählen, mit denen man auch einen Satz bilden kann.

Der Betrachter hat oft den Eindruck, dass Linda Menschen nicht mag. Sie mag nach eigener Aussage „normale Menschen“ nicht, sondern nur „nützliche Menschen“ und „Menschen, die gerne das tun, was ich auch tue“. Zum einen lässt sich darin erkennen, dass Linda etwas gegenüber den Menschen empfindet, mit denen sie zusammen ist, auch wenn sie es nicht ausdrückt. Außerdem wirkt die Bezeichnung „normal“ in diesem Zusammenhang eher negativ. Auch wenn Lindas Aussage zunächst vielleicht aufgrund ihres Nutz-Denkens

abschreckt, ist sie eigentlich nachvollziehbar: Man mag Menschen, die helfen und unterstützen und dieselben Interessen haben wie man selbst.

Linda besteht auch auf ihre eigenen Gefühle und darauf, dass niemand für sie fühlen kann. Alex möchte, dass sie mehr darüber spricht, indem er sagt, er wüsste wie sie sich fühle. Darauf antwortet Linda, niemand könne so fühlen wie sie, nur sie selbst. Damit hat sie vollkommen Recht, da Gefühle etwas Persönliches sind und niemand die gleichen Empfindungen haben kann, auch nicht wenn eine ähnliche oder gleiche Erfahrung gemacht wird. Damit kann deutlich gemacht werden, dass Lindas Gefühle und Gefühlsäußerungen eigentlich von anderen Menschen nicht bewertet werden dürften.

Einige Szenen des Films greifen eine mögliche Befremdlichkeit des Zuschauers wegen Lindas fehlender Trauer auf und versuchen, Momente zu zeigen, in denen Linda an ihre Tochter denkt.

Sie baut mit Alex im Garten ein „verrücktes Schneetier“ und will das in Zukunft immer tun, wenn sie an Vivienne denkt. Früher hat sie immer zusammen mit ihr ein Tier aus Schnee geformt. Diese Tätigkeit ist vielleicht nicht altersentsprechend, aber sie dient Linda als schöne Erinnerung an ihre Tochter.

Linda verbringt auch Zeit in Viviennes Zimmer, wo sie auf dem Bett sitzt, über Viviennes Decke streichelt und deren Schuhe anzieht. Dabei bekommt der Zuschauer den Eindruck, dass sie die Nähe ihrer Tochter sucht.

Nach der Beerdigung gibt es einen Empfang in Lindas Haus. Dort lässt sie ein fröhliches Lied laufen, während sie dazu tanzt und mitsingt. Dieses Verhalten wird von den Gästen als anstößig und unverständlich empfunden, da Linda um ihre Tochter trauern sollte.

Der Zuschauer blickt dann in Linda hinein und sieht, wie sie mit Vivienne zu diesem Lied ausgelassen tanzt. Diese Szene zeigt einen emotionalen Moment, die Verbindung zwischen den beiden. Damit soll Lindas Verhalten begründet werden.

5.4.3 Bestärkung bestehender Einstellungen

Lindas dargestellte Verhaltensweisen können möglicherweise die Ansicht bestärken, dass sie nicht „normal“ und von der Norm abweichend ist. In ihrem Verhalten drücken sich Unterschiede zu den Erwartungen an eine erwachsene Frau aus.

Ihre Interessen orientieren sich an Dingen, die Spaß machen und sie spielt wie ein Kind. Die Leuchtbälle, die ihr Vivienne vor ihrem Tod gekauft hat, gefallen Linda und faszinieren sie, obwohl es eigentlich ein Kinderspielzeug ist. Im Garten ihres Hauses steht ein Trampolin, das sie gerne benutzt. Außerdem baut sie Schneemänner, etwas das Erwachsene meist nur mit Kindern tun, wälzt sich im Schnee oder isst ihn.

Ihr Schlafzimmer ähnelt eher einem Kinderzimmer, da Linda in einem Etagenbett schläft. Sie sagt aus, dass sie nur in solch einem Bett gut schlafen kann. Dort zeigt sie auch andere kindliche Verhaltensweisen, wie das Spielen mit den Füßen und der Gesang. Sie wirkt dort wie ein Kind, das zu Bett geschickt worden ist, ohne müde zu sein.

Viviennes Hund füttert Linda mit Bananen, woraufhin dieser eine Magenverstimmung bekommt. Linda weiß nicht, was Hunde essen und hat sich darüber auch nicht informiert. Die Banane, die sie ihm in den Fressnapf legt, ist sogar noch ungeschält. Diese Tatsache ist für viele Menschen schwer nachvollziehbar.

Linda ist sich auch nicht über die Grenzen gesellschaftlicher Konventionen bewusst. So fragt sie Alex, ob er schon mal einen Orgasmus gehabt hätte. Diese Frage gehört zu einem Bereich, den man nicht oft anspricht, besonders nicht, wenn der Angesprochene ein Fremder ist.

Ebenfalls auffällig ist Lindas Verhalten in Bezug auf ihre verstorbene Tochter. Sie scheint keine Trauer zu empfinden, was Menschen abstoßen kann. Bei der Identifizierung der Leiche sieht sie sich Vivienne genau an und antwortet nur: „Sie sieht anders aus.“ Man würde erwarten, dass eine Mutter in dieser Situation mitgenommen wirken würde, aber Linda tut dies nicht.

Bei einer Beerdigungsfeier spielen die meisten Menschen keine fröhliche Musik und tanzen und singen dazu. Linda entsetzt die Beerdigungsgäste mit ihrem Verhalten. Eine der anwesenden Frauen versucht, sie zu beruhigen, mit der Begründung, dass dies eine Trauerfeier sei und dass so etwas nicht gehe. Damit drückt sie Empfindungen aus, die ein Zuschauer möglicherweise selbst in diesem Moment hat.

5.4.4 Veränderungsmöglichkeiten

Dargestellte Aspekte in diesem Film zu finden, die eine Veränderung oder den Anstoß zu einer Reflexion von bestehenden Einstellungen bieten könnten, ist schwierig. Linda ist nicht die eigentlich Protagonistin und der inhaltliche Schwerpunkt wird auch nicht auf die

Behinderung gelegt. Es werden Merkmale und Verhaltensweisen gezeigt, die das Autismus-Syndrom kennzeichnen. Da Hauptperson des Films Alex ist, wird seine Situation und Entwicklung gezeigt und weniger die von Linda.

Dennoch werden sowohl positive Aspekte als auch Beweggründe für Lindas Verhalten dargestellt.

Sie lebt sehr selbständig und kommt mithilfe ihres Zeitplans gut zurecht. Das Haus haben zwar ihre Eltern bezahlt und diese werden Linda auch finanziell unterstützen, aber sie hat auch eine Arbeitsstelle und verdient etwas Geld. Sie lebt also nicht auf Kosten des Staates und ist nicht faul.

Einige ihrer Handlungen werden mit Beweggründen erklärt, die der Zuschauer nachvollziehen kann: Linda möchte mit Alex ein Schneetier bauen, weil dies sie an ihre Tochter erinnert. Sie nimmt sich vor, das jedes Mal zu tun, wenn sie an Vivienne denkt.

Bei der Trauerfeier tanzt und singt sie, weil dies eine Beschäftigung war, die sie mit ihrer Tochter früher ausgeübt hat.

5.5 Vergleich zwischen behinderter und nicht behinderter Person

Die beiden Personen, die ich vergleichen werde, sind Alex und Linda. Alex gehört eigentlich nicht zu dem Kreis der Bezugspersonen in Lindas Leben, aber er nimmt für eine Zeit lang an diesem Kreis teil. Im Gegensatz zu Lindas Familie muss er sich nicht mit den Veränderungen auseinandersetzen, die ein autistisches Kind mit sich bringt. Er lebt nur ein paar Tage mit Linda zusammen und nimmt so eine andere Rolle als ihre Eltern oder ihre Tochter ein.

Zunächst übernimmt Alex einige Aufgaben für Linda, wie zuvor Vivienne und Lindas Eltern. Aber er muss sich nicht um die sehr selbständige Linda kümmern, sondern um Dinge, die sie nicht übernehmen will. So führt Alex Viviennes Hund aus und füttert ihn, identifiziert die Leiche ihrer Tochter und organisiert die Beerdigung.

Linda akzeptiert ihn in ihrem Zuhause, da er für sie nützlich ist und ihr einiges abnimmt. Dennoch ist sie sehr willensstark und lässt sich nicht in die Rolle des Schützlings drängen. Die Menschen, die ihr wegen ihrem Trauerfall beistehen wollen, sind Linda lästig und werden weggeschickt. Linda ist bewusst, dass sie Stärken und Schwächen hat, z. B. ihre Abneigung gegen den Müll. Dafür sucht sie sich Unterstützung, ohne etwas von ihrer Selbstbestimmung und Unabhängigkeit abzugeben.

Alex scheint Selbstvertrauen und Entschlusskraft zu fehlen. Er wirkt träger und unentschlossener als Linda. Im Gegensatz zu ihr, leidet er mehr unter dem Unfall und Viviennes Tod. Und er bleibt wahrscheinlich auch gerne in Lindas Nähe, da er zwar ein Ziel seiner Reise hat, aber dort noch nicht hin möchte.

Alex und Linda verbringen viel Zeit miteinander. Dabei versucht Alex sich Linda immer wieder anzunähern und ihre Sicht auf Dinge zu verstehen. In Momenten, in denen seine Annäherung gelungen scheint, stößt Linda ihn abrupt weg, indem sie z.B. sagt, dass sie jetzt keine Lust mehr hätte, mit Alex zu sprechen.

Alex scheint sich unsicher zu fühlen, da ihm die Umgebung, die Menschen und Lindas Verhalten unbekannt sind. Linda dagegen ist in ihrer bekannten Welt völlig sicher und selbstbewusst. Alex ist eigentlich die Person, die nach außen hin in die Gesellschaft passt und nicht auffällt, während Linda sich nicht der Norm entsprechend verhält, besonders in Bezug auf den Verlust ihrer Tochter und mit diesem Verhalten aneckt. Dennoch wird Linda als die eigentlich von Beginn an starke Persönlichkeit gezeigt, während Alex das genaue Gegenteil darstellt. Dies liegt daran, dass Linda fest verankert in ihrer eigenen Welt lebt und sich nicht von äußeren Einflüssen abhängig macht.

Die beiden werden im Laufe des Films zwar keine Freunde, haben aber einen Teil des Lebens miteinander verbracht und sind dadurch verbunden. Alex hat sich in Lindas Gegenwart verändert und scheint nun stärker und zielstrebig. Lindas Persönlichkeit ist gleich geblieben, sie war aber der Antrieb für Alex Veränderung.

5.6 Besonderheiten

Die Figur in Snow Cake, die sich am ehesten für eine Identifikation anbietet, ist Alex. Das liegt erstens daran, dass er der Protagonist ist und der Zuschauer ihn von Anfang bis Ende des Films begleitet. Der zweite Grund ist die Position, die Alex einnimmt. Er kommt in eine ihm vollkommen unbekannt Umgebung und lernt neue Menschen kennen. Das heißt, er befindet sich auf demselben Wissenstand, wie der Zuschauer. Gemeinsam werden neue Erfahrungen gemacht und Alex Veränderung wird miterlebt. Der Zuschauer erfährt nicht alles über das Leben des Protagonisten, aber genug, um sein Verhalten zu verstehen und nachvollziehen zu können.

Aber der Zuschauer lernt nicht nur Alex Sichtweise auf Linda und ihren Autismus kennen, sondern auch den anderer Menschen.

Während der Trauerfeier unterhält sich ein Paar über die Ordnung in Lindas Haus. Offensichtlich hat der Mann nicht erwartet, dass ein autistischer Mensch dazu fähig ist, zu putzen und Ordnung zu halten. Die Frau erklärt das: „Autisten sind so. Ordnungsfanatiker.“ Die Menschen in Lindas Wohnort haben keinen wirklichen Bezug zu ihr, sprechen aber über sie und haben ihre eigenen Vorstellungen. Darin zeigt sich, dass manche Vorstellungen falsch sind und sich nur durch Erfahrungen ändern können.

Lindas Nachbarin Maggie weiß viel über deren Autismus, da Vivienne ihr einiges erklärt hat. Sie ist es auch, die ausspricht, was viele Menschen, auch die Zuschauer, denken: „Muss seltsam sein, wenn man nicht mit anderen zusammen sein will.“

Eine Szene des Films ist besonders hervorzuheben (1h 13min). Diese Szene liegt vor der Beerdigungszeremonie in der Kirche. Es wird nur ein rundes buntes Blättchen gezeigt, das sich auf einem Teller dreht, bis es langsam zur Ruhe kommt. Diese Einstellung lenkt die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf eine einzige banale Sache. In der Szene danach sieht man Linda, die von einer Staubflocke fasziniert ist und sie beobachtet. Die beiden Darstellungen zeigen, dass eine Kleinigkeit ausreicht, um jemanden zu fesseln, wenn dessen Konzentration auf diese eine Sache gerichtet ist. dadurch entsteht eine Verbindung zwischen Zuschauer und Linda.

5.7 Versuch einer Zuordnung zu einem Einteilungstyp

Die Darstellung von Linda einem bestimmten Typ zuzuordnen fällt besonders schwer.

Linda zeigt weder besondere Leistungen, noch wirkt sie schwach und schutzbedürftig. Sie erscheint eher als Person, die weder Hilfe braucht, noch diese annehmen will.

Durch ihre fehlende Trauer über den Tod ihrer Tochter wird kein Mitleid beim Zuschauer geweckt und durch ihre abweichenden Verhaltensweisen scheint auch keine Nähe zwischen Zuschauer und der dargestellten Person zu bestehen.

Die einzige Möglichkeit, die in diesem Fall für mich denkbar wäre, ist ein Teilaspekt der *exotischen Darstellung* nach Garland Thomson. Es besteht im Film eine gewisse Distanz zwischen den Zuschauern und Linda, da sie in einer Krisensituation nicht so reagiert, wie man es erwarten würde. Aber sie dient nicht als Unterhaltungsobjekt oder der Sensation, sondern wird als Mensch dargestellt.

Die schwierige Einordnung ist möglicherweise durch zwei Aspekte bedingt: Zum einen identifiziert sich der Zuschauer mit Alex, der nur vorübergehend in Lindas Welt tritt. Dieser

muss sich nicht tiefgreifend mit ihrem Autismus auseinandersetzen, da er nur ein paar Tage mit ihr lebt. Es fehlen hier einfach mehr Zusammenhänge, die eher Lindas Beziehung zu ihrer Familie aufzeigen würden.

Zum anderen ist nicht Linda Hauptperson und der Autismus nicht Hauptthema des Films. Dadurch gerät beides in eine Nebenrolle, die Alex Auseinandersetzung mit dem Verlust eines Menschen vorantreiben soll.

5.8 Zusammenfassung der Ergebnisse

Der Film „Snow Cake“ stellt die autistische Person anschaulich dar und vermittelt Informationen über dieses Syndrom.

Es werden einige Gemeinsamkeiten aufgezeigt, allerdings sind die Unterschiede meist deutlicher. Linda lebt als Autistin in ihrer eigenen Welt und sucht sozialen Kontakt nicht in demselben Maße wie Nicht-Autisten. Das kann für diese befremdlich sein.

Linda wird jedoch nicht als Opfer oder Schützling dargestellt, sondern der Film betont ihre Eigenständigkeit.

Identifikationsfigur ist der Protagonist Alex. Der Zuschauer erlebt dessen Entwicklung und entdeckt mit ihm die Welt von Linda und den Menschen in ihrer Umgebung.

Ein eindeutiger Darstellungstyp ist hier sehr schwer zu erkennen. Durch die andere Lebens- und Verhaltensweise der autistischen Linda, scheint die *exotische* Darstellung am ehesten zuzutreffen.

Schlusswort

Im Rahmen meiner wissenschaftlichen Hausarbeit habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, vier Filme neueren Datums hinsichtlich der dort gezeigten Darstellungen von Menschen mit Behinderung zu analysieren. Den Schwerpunkt habe ich auf Aspekte gelegt, die Einfluss auf die Integration von Menschen mit Behinderung haben können.

Dabei hat sich gezeigt, dass fehlendes Wissen über verschiedene Behinderungsformen und damit einhergehende Lebensumstände durch die behandelten Filme nur zu einem kleinen Teil ausgeglichen werden kann. Grundsätzlich wäre dies jedoch durch Filme möglich, die diesen Aspekt als Thema behandeln. In diesem Zusammenhang würde ich nach Cloerkes von einer „direkten Informationsstrategie“ (Cloerkes 2007, S.108) sprechen, die jedoch als eine Einflussnahme vom Zuschauer eher abgelehnt werden würde.

Die meisten fachlichen Informationen kann der Zuschauer aus dem Film „Snow Cake“ gewinnen. Dies liegt daran, dass hier über das Autismus-Syndrom berichtet wird, dessen Kennzeichen zwar individuell auftreten, aber dennoch definiert sind. Für die geistige Behinderung liegt keine einheitliche Definition vor, daher lässt sie sich schwieriger darstellen. Im Rahmen der geistigen Behinderung würde der Schwerpunkt auf den möglichen Entstehungsbedingungen und den Lebensumständen liegen, sowie auf der Präsentation positiver Eigenschaften und auch Vorurteilen, um tatsächliches Verhalten gegenüber behinderten Menschen widerzuspiegeln.

Die Darstellung in den untersuchten Filmen kann als Chance und als Hindernis für eine gesellschaftliche Integration gesehen werden.

Zum einen können bestehende, eher ablehnende Einstellungen und Haltungen durch bestimmte Darstellungsweisen verstärkt werden. Zusätzlich wirkt auch die Betonung von Unterschieden als Gefahr, Menschen mit Behinderung als von der Norm abweichende Personen zu sehen.

Auf der anderen Seite kann dies durch gezeigte Gemeinsamkeiten zwischen Menschen mit und ohne Behinderung aufgehoben werden. Fachwissen, das der Zuschauer aus den Filmen gewinnt, kann bestehende Wissenslücken füllen, aber auch dazu anregen, sich über den Film hinaus mit einem Thema zu beschäftigen. Auch die in diesen Filmen präsentierte Vielschichtigkeit der Figuren kann als Chance betrachtet werden. Sie lassen sich nicht in eine einzige Darstellungskategorie einordnen, sondern nehmen verschiedene Rollen ein und zeigen so, dass sie sowohl Stärken als auch Schwächen haben.

Ob sich die Darstellung eher als Chance oder Hindernis entwickelt, ist immer abhängig vom individuellen Betrachter und dessen Ausgangslage. Ebenfalls nicht vorhersehbar ist, was dieser von den im Film gezeigten Figuren wahrnimmt und interpretiert. Um die Auswirkungen der Filme auf den Menschen zu untersuchen, müsste die Medienwirkungsforschung Langzeit- Untersuchungen zu diesem Thema betreiben.

Der Film an sich kann keine Integration bewirken. Meiner Meinung nach kann er sie aber anstoßen. Auch wenn durch einen Film nicht alle Menschen gleich erreichbar und beeinflussbar sind, ist nicht auszuschließen, dass er auf einige Zuschauer positive Veränderungseffekte hat, bzw. den Ausschlag gibt, sich aktiver mit dem Thema Behinderung auseinanderzusetzen.

Der Film kann als ein Faktor dazu beitragen, eine veränderte Grundhaltung in der Gesellschaft nach und nach zu erreichen und dadurch Menschen mit einer Behinderung bei einer Integration helfen. Dazu sind allerdings Bemühungen von allen Medienformen notwendig.

Dennoch bietet der Film meiner Meinung nach als beliebtes Unterhaltungsmedium mit „indirekter Informationsstrategie“ (Cloerkes 2007, S.108) eine Chance zur Veränderung.

Literaturverzeichnis

Bartmann, Silke: Der behinderte Mensch im Spielfilm. LIT Verlag, Hamburg- Münster- London (2002)

Bürli, Alois: Normalisierung und Integration aus internationaler Sicht. In: Leonhardt, Annette/ Wember, Franz B. (Hrsg.): Grundfragen der Sonderpädagogik. Beltz, Weinheim/ Basel (2003), 128- 165

Cloerkes, Günther: Soziologie der Behinderten. Eine Einführung. Universitätsverlag Winter, Heidelberg, 3. Auflage (2007)

Degenhardt, Sven: Darstellung von Lebensperspektiven: Rollenmuster sehgeschädigter Menschen im Spielfilm. In: Warzecha 1999

Dorn, Margit: Film. In: Faulstich, Werner: Grundwissen Medien. utb, München (2. Auflage 1995), 186- 203

Döhn, Lothar/ Klöckner, Klaus: Medienlexikon. Signalverlag, Baden- Baden (1979)

Franck, Georg: Ökonomie der Aufmerksamkeit. Carl Hanser Verlag, München/ Wien (1998)

Heimlich, Ulrich: Integrative Pädagogik- Eine Einführung. Kohlhammer, Stuttgart (2003)

Hilgers, Florian: Warum Gehörlose immer erschossen werden! In: Warzecha 1999

Internet- Datenbank: www.disabilityfilms.co.uk [Zugriff am 05.07.2008]

Jäckel, Michael: Medienwirkungen. Westdeutscher Verlag, Opladen/ Wiesbaden (1999)

Kehrer, Hans E.: Autismus- Diagnostische, therapeutische und soziale Aspekte. Roland Asanger Verlag, Heidelberg (1989)

Kobi, Emil E.: Was bedeutet Integration? Analyse eines Begriffes. In: Eberwein, Hans (Hrsg.): Integrationspädagogik. Beltz, Weinheim/ Basel (5. Auflage 1999), 71- 79

Merz- Atalik, Kerstin: Integration und Inklusion. In: Hengen, G./ Stein, R. (Hrsg.) (2006): Kompendium Sonderpädagogik. Klinkhardt, Bad Heilbrunn, 248- 260

Mühl, Heinz: Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik. Kohlhammer, Stuttgart (4. Auflage 2000)

Mürner, Christian: Medien- und Kulturgeschichte behinderter Menschen. Sensationslust und Selbstbestimmung. Beltz Verlag, Weinheim, Basel, Berlin (2003)

Radtke, Peter: Zum Bilde behinderter Menschen in den Medien. Aus Politik und Zeitgeschichte (B 08/2003). Quelle: http://www.bpb.de/publikationen/FU0JW2,0,0,Zum_Bild_behinderter_Menschen_in_den_Medien.html [Zugriff am 20.04.08]

Renggli, Cornelia: Behinderung in den Medien – sichtbar und unsichtbar zugleich (2004). Quelle: http://www.medienheft.ch/kritik/bibliothek/k23_RenggliCornelia.html [Zugriff am 20.04.08]

Schellmann, Bernhard/ Gaida, Peter/ Gläser, Martin/ Kegel, Thomas: Medien verstehen-gestalten- produzieren. Europa- Lehrmittel, Haan- Gruiten (2001)

Schorb, Bernd/ Mohn, Erich/ Theunert, Helga: Sozialisation durch (Massen-)Medien. In: Hurrelmann, Klaus/ Ulich, Dieter (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. Beltz, Weinheim/ Basel (5. Auflage 1998), 493- 508

Six, Bernd: Stereotype in den Medien. In: Groebel, Jo/ Winterhoff- Spurk, Peter (Hrsg.): Empirische Medienforschung. Psychologie Verlag Union, München (1989), 168- 178

Six, Ulrike: Medieneinflüsse auf Einstellungen und Verhalten. In: Groebel/ Winterhoff- Spurk. 179- 194

Wansing, Gudrun: Teilhabe an der Gesellschaft – Menschen mit Behinderung zwischen Inklusion und Exklusion. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden (2005)

Warzecha, Birgit (Hrsg.): Medien und gesellschaftliche Stigmatisierungsprozesse. LIT Verlag, Hamburg – Münster - London (1999)